

neue
bildpost
 unabhängig christlich
 www.bildpost.de

Als die Jünger Segel setzten

Nachbau eines Fischerboots aus der Zeit Jesu bereichert Ausstellung in Vatikan-Museen

Im trockenen Jahr 1986 bargen Fischer aus dem See Genezareth im Heiligen Land den Rumpf eines Segelboots. Bald stand fest: Es stammt aus der Zeit Jesu. Über einen neun Meter langen Nachbau des Schiffs als Ausstellungsstück freut sich nun Barbara Jatta, die Direktorin der Vatikanischen Museen. ▶ Seite 6



Foto: KNA

Wikingerweise

In der rekonstruierten Königshalle der Wikinger singt und spielt eine junge Künstlerin alte Weisen. Hier, in Lejre und der nahen Stadt Roskilde, stand die Wiege Dänemarks. ▶ Seite 20/21

Lernort

Die 1977 von Palästinensern entführte Lufthansa-Maschine „Landshut“ soll in Friedrichshafen am Bodensee ein musealer Lernort werden. In einer Werft am Flughafen sei ein endgültiger Standort gefunden worden, teilte die Bundeszentrale für politische Bildung mit. Der „Lernort Landshut“ soll 2026 öffnen.



Friedensschluss

1648 weiß bemalte Heugabeln erinnern bis 31. Oktober am Rathaus Osnabrück daran: Vor 375 Jahren trat der Westfälische Frieden in Kraft. ▶ Seite 2/3 und 19

Einblicke

An der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom diskutierten Forscher aus aller Welt über die Rolle von Pius XII. in der NS-Zeit. Die Archivöffnung erlaubt nun klarere Einblicke. ▶ Seite 7



Der Konflikt im Nahen Osten hat auch Auswirkungen auf die Sicherheitslage in Deutschland. In migrantisch geprägten Vierteln geraten Schüler und Lehrer zwischen die Fronten. Manche von ihnen versuchen sogar, den Terror der Hamas zu rechtfertigen. ▶ Seite 5, 8 und 15

Leserumfrage

Corona hat für die Mehrheit der Deutschen an Schrecken verloren. Laut einer Umfrage will sich nur ein knappes Drittel der Bevölkerung in diesem Winter dagegen impfen lassen. Wir wollen wissen: Frischen Sie Ihre Corona-Impfung auf oder verzichten Sie darauf?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

WESTFÄLISCHER FRIEDEN 1648

Stunde der Diplomatie

Bis zur ersehnten Zeitenwende dauerte es allerdings fünf von 30 Kriegsjahren

OSNABRÜCK/MÜNSTER – Vor 375 Jahren beendete der Westfälische Frieden den Dreißigjährigen Krieg. In den fünf Jahre dauernden Verhandlungen entwickelte sich eine neue Form diplomatischer Konfliktlösung, die Europas Geschichte lange prägte. Deshalb ist der 25. Oktober 1648, an dem der Frieden besiegelt wurde, ein Tag von historischer Dimension – auch nach 375 Jahren.

Es war das bislang protokollarisch höchstrangige Ereignis in der Bundesrepublik Deutschland: das Treffen aller Staats- und Regierungschefs inklusive gekrönter Häupter der am Dreißigjährigen Krieg beteiligten Länder in Osnabrück vor 50 Jahren, zur 350. Wiederkehr des Friedensschlusses. Angesichts des Ukraine-Kriegs und der sonstigen Weltlage fallen die Veranstaltungen diesmal nüchterner aus: So gab und gibt es Fachkonferenzen, Ausstellungen, Publikationen und Gottesdienste. Besonders rege sind Stadt und Kirchen in Osnabrück.



▲ Einzug des niederländischen Gesandten Adriaan Pauw. Das Gemälde von Gerard ter Borch (1617 bis 1681) zeigt Münster geradezu als ländliche Idylle. Zwischen 1643 und 1648 hielten sich dort und in Osnabrück zeitweise 109 diplomatische Gesandtschaften auf, was die Städte vor große Herausforderungen stellte.

Foto: gem

Unglaubliche Nachricht

Dort war am 25. Oktober 1648 auf dem Marktplatz der tags zuvor in Münster unterzeichnete Westfälische Frieden verkündet worden. In das von Tod, Hunger, Gewalt und Seuchen traumatisierte Land trug ein Flugblatt – „Neuer auß Münster vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter Freud- und Friedenbringender Postreyter“ – die für viele unglaubliche Nachricht.

Der Vertrag bestand aus zwei Teilen: dem Münsterschen Friedensvertrag zwischen dem römisch-deutschen Kai-

ser Ferdinand III. und Frankreichs König Ludwig XIV. sowie dem Osnabrücker Pendant zwischen Kaiser, Reich und Königin Christina von Schweden, der bereits in Form des „Osnabrücker Handschlags“ am 6. August 1648 vereinbart worden war. Die ebenfalls bereits zuvor von Spanien in Münster nach 80 Jahren Krieg anerkannte Unabhängigkeit der Niederlande sowie die Anerkennung der Schweizerischen Eidgenossenschaft waren quasi Nebenerfolge der komplexen Verhandlungen.

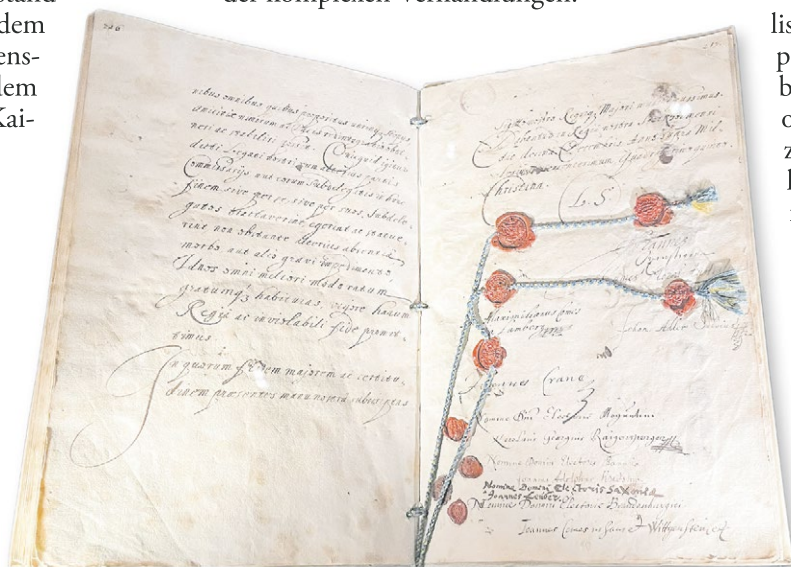
Der Frieden beendete mehrere Kriege, die weder offiziell erklärt worden waren noch klare Ziele hatten. Es ging um Macht, Rechte, Einfluss von Herrscherhäusern, Konfession und Ehre. Dauer und Komplexität der Konflikte erschweren es, sich auf Verhandlungsmodi und Friedensmodelle zu einigen. Militärische Erfolge bestimmten den Verhandlungsverlauf wesentlich mit. Schließlich setzte sich die neue Idee eines Friedenskongresses durch.

Nachdem das katholische Münster und das protestantische Osnabrück als Verhandlungsorte vereinbart und 1643 zu neutralen Zonen erklärt worden waren, trafen erste Delegierte ein. Offiziell begannen die Verhandlungen im Juni 1645, nachdem Frankreich und Schweden ihre Vorschläge vorgelegt hatten. Beide wollten nur gemeinsam verhandeln und ihre jeweiligen Verbündeten im Reich einbeziehen.

Anfangs hoffte der Kaiser, mit Schweden und Frankreich allein verhandeln zu können. Militärische Rückschläge zwangen ihn aber, die Reichsstände zuzulassen. Erste Vertreter von Herzögen und Fürstbischöfen kamen 1644 nach Osnabrück und Münster. Schließlich schickten all jene Gesandte, die Sitz und Stimme auf dem Reichstag hatten, jener Versammlung von Mitgliedsterritorien im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Zeitweise hielten sich, so die Historikerin Siegrid Westphal, 109 diplomatische Gesandtschaften in den beiden Städten auf. Diese vertraten 16 europäische Staaten, 140 Reichsstände und 38 weitere Mächte. Die größte Gesandtschaft stellten 600 Franzosen. Schweden schickte 165, die Spanier 112 und die Niederländer acht Gesandte. Viele Delegationen bestanden aus Adeligen zur Repräsentation sowie Gelehrten für die Verhandlungen.

Die bis vor kurzem eher belächelten Rangstreitigkeiten um die Reihenfolge beim Einzug, Sitzordnung und Größe von Pferdegespannen waren keine bloße Eitelkeit. Sie dienten vielmehr dazu, den po-



Der Friedensvertrag zwischen Kaiser Ferdinand III. und den deutschen Reichsständen sowie Königin Christina von Schweden vom 24. Oktober 1648 in Münster.

Foto: KNA

litischen Stellenwert der Verhandlungsparteien verbindlich zu veranschaulichen. Heute gilt der Kongress unter Historikern als erster europäischer Friedenskongress, auch wenn wichtige Staaten wie das Zarenreich oder England fehlten.

Eine europäische Friedensordnung schuf die Versammlung jedoch nicht. Erst 1659 endete der spanisch-französische Krieg. Auch in Norditalien sowie in Irland und Großbritannien gingen Konflikte weiter. Anders als die großen Reichsstädte besaßen Münster (damals etwa 10 000 bis 12 000 Einwohner) und Osnabrück (6000 bis 8000) kaum die Infrastruktur für einen solchen Mammutkongress. In Osnabrück gab es nicht einmal mehr einen Drucker, so dass Texte in Münster vervielfältigt werden mussten. Delegierte beschwerten sich über Dreck, Gestank, schlechtes Essen und Wetter (*siehe Text rechts*).

Mehr als 800 Konferenzen

In Osnabrück verhandelten die Delegierten direkt, zuletzt um Reichsverfassung und Religion. Eher um europäische Konflikte ging es in Münster. Dort vermittelten päpstliche und venezianische Gesandte. Diese sollen über 800 Einzelkonferenzen abgehalten haben. Schriftliches wurde auf Latein fixiert. Mündliche Konferenzsprache in Osnabrück war Deutsch, in Münster Latein, Italienisch und Französisch.

Als bedeutendster, weil auch effektivster Verhandlungsführer galt der kaiserliche Vertraute Maximilian von Trauttmansdorff. Ihm gelang es, die meisten Kompromisse anzubahnen – auch, indem er Maximalforderungen des Kaisers zurückstutzte. Als er im Sommer 1647 abreiste, weil die Verhandlungen mehrfach blockiert waren, drohte der Kongress zu scheitern. In dem Moment bildete sich in Osnabrück eine Koalition aus katholischen wie protestantischen Reichsständen, die endlich Frieden wollten.

Ihrem selbstbewussten Agieren war es zu verdanken, dass am 6. August 1648 kaiserliche, schwedische und reichsständische Delegierte mit dem Osnabrücker Handschlag wesentliche Vereinbarungen besiegelten. Unterschrieben wurden diese mit den Münsterschen Verhandlungsergebnissen am 24. Oktober in Münster. Der Westfälische Frieden bildete die Grundlage der Verfassung des Heiligen Römischen Reiches bis zu dessen Ende 1803. Der Kongress, der wesentlich die Rolle und die Bedeutung diplomatischer Gesandter stärkte, wurde Vorbild für spätere Friedensverhandlungen in Europa. *Roland Juchem/KNA*



◀ Nachbildung der Schlacht von Frýdlant/Friedland (heute Tschechische Republik). Der später ermordete Feldherr Albrecht von Wallenstein mehrte seinen Besitz durch Niederschlagung der letzten Aufständischen. Der Krieg war skrupellos und wurde skrupellos finanziert.

Foto: Imago

Von Misthaufen zu Misthaufen

Dreißigjähriger Krieg prägt die Deutschen – Am Ende aber steht der Frieden

Die „Heimat des Regens“ nannte er die Stadt. „Dicker Schmutz liegt meist an beiden Seiten der Straßen. Ja, oft sieht man dampfende Haufen von Mist.“ Die Rede ist von der Westfalenmetropole Münster um das Jahr 1648. Für den Päpstlichen Gesandten Fabio Chigi waren die zähen Friedensverhandlungen eine Zumutung. Bürger, trüchtige Kühe und borstige Sauen lebten unter einem Dach. Der schlichte Westfale begnüge sich mit Schwarzbrot, schimpfte Chigi.

Fünf Jahre lang mussten die 37 ausländischen und 111 deutschen Gesandten in Münster – und in Osnabrück – ausharren, bis sie am 24. Oktober 1648 den „Westfälischen Frieden“ ausgehandelt hatten und der Katastrophe des Dreißigjährigen Kriegs endlich ein Ende setzen konnten. Gegen 21 Uhr läuteten alle Glocken Münsters, die 70 Kanonen auf den Wällen der Stadt schossen je dreimal Salut.

„Wir sind doch nunmehr gantz / ja mehr denn gantz verheeret“, dichtete Andreas Gryphius (1616 bis 1664). Ausgebrannte Städte, verwüstete Landstriche, millionenfacher Tod und ständig wechselnde Bündnisse: Der Dreißigjährige Krieg ist zur Chiffre für einen Sog von Gewalt geworden. Der Krieg verwandelte die deutschen Lande in ein Schlachthaus. Aus einem lokalen Ereignis entwickelte sich ein scheinbar unentwirrbares Knäuel von Konflikten.

Alle wichtigen Akteure mischten mit: Franzosen, Habsburger, Schweden, Dänen, der Papst und sogar die Osmanen. Im Reich rangen zudem Kaiser, Fürsten und Städte um die

Macht – ein Konkurrenzkampf, der durch die tiefen religiösen Spaltungen verschärft wurde, wie der Berliner Politologe Herfried Münkler in seinem Standardwerk „Der Dreißigjährige Krieg“ schreibt. Obwohl die religiösen Gegensätze im Verlauf des Krieges immer mehr an Gewicht verloren, diente der Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken als Brandbeschleuniger.

Laut Berechnungen von Historikern gab es im damaligen Reich einen Bevölkerungsrückgang um ein Drittel: von 18 auf elf Millionen Einwohner. Das stellt selbst den Ersten und Zweiten Weltkrieg in den Schatten. Allerdings kamen die meisten nicht durch Kampfhandlungen, sondern durch Hungersnöte und Seuchen ums Leben.

Auslöser des Kriegs war der Prager Fenstersturz: Am 23. Mai 1618 stürmten protestantische Adelige die Prager Burg und warfen kurzerhand die Statthalter des Königs aus dem Fenster. Böhmen war damals zu 90 Prozent protestantisch, und der Adel

wollte die ungeliebte katholische Herrschaft loswerden. Zwar überlebten die Beamten des Königs dank eines Misthaufens unter dem Fenster. Für Europa sollte dieser Sturz jedoch den Absturz in einen verheerenden Krieg bedeuten.

Mit Hilfe der Spanier, des Papstes und der Bayern eroberte Kaiser Ferdinand II. Böhmen 1620 zurück. Damit jedoch weitete sich der Krieg zum europäischen Konflikt aus: Das protestantische Lager rief den dänischen König Christian IV. zur Hilfe. Als der sich 1629 geschlagen zurückzog, griff Schwedens König Gustav Adolf 1630 ein. Frankreich, eigentlich katholisch, schlug sich auf die Seite der Protestanten. 1635 trat es aktiv in den Krieg ein.

Immer neue Heere marodierender Landsknechte zogen durch Deutschland. Der Krieg nährte den Krieg. Die Bevölkerung wurde ausgepresst wie eine Zitrone. Dieses „Trauma“ grub sich tief ins Bewusstsein der Deutschen ein – bis hin zur Friedensbewegung der 1980er Jahre.

1643 endlich kamen Gesandte der kriegsführenden Länder in Münster und Osnabrück zusammen. Im Ergebnis schuf der Westfälische Frieden eine stabile Ordnung für das Reich, in der die Konfessionen in einem System von Ausgleich und Parität wieder zusammenleben konnten und auch der Calvinismus als dritte Konfession anerkannt wurde. Der Kaiser verlor stark an Macht gegenüber den Landesherren.

Die Verhandlungen in Münster und Osnabrück wurde zum Vorbild für spätere Friedenskonferenzen, da sie dem Prinzip der Gleichberechtigung und Souveränität der Staaten zur Durchsetzung verhalfen.

Christoph Arens/KNA



▲ Bezeichnend: die Türklinke am Osnabrücker Rathaus. Foto: Imago/Schöning

Kurz und wichtig



Eugen-Bolz-Preis

Der frühere Profispieler (Schalke, Hannover, Fürth) und heutige Fußballfunktionär Gerald Asamoah (44) hat für seinen Einsatz gegen Rassismus und Diskriminierung den Eugen-Bolz-Preis 2023 erhalten. Der ehemalige Nationalspieler engagiert sich seit Jahren beispielsweise im Projekt „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“, teilte die Stadt Rottenburg mit. Asamoah, der als Zwölfjähriger aus Ghana nach Deutschland kam, habe selbst Rassismus erlebt und suche das Gespräch, um dagegen anzukämpfen. Sein Beispiel zeige, dass es möglich sei, sich gegen Rassismus einzusetzen.

Glaubens-Kompass

Das katholische Hilfswerk „Kirche in Not“ hat in seiner Reihe „Glaubens-Kompass“ das Faltblatt „Halloween – Allerheiligen“ veröffentlicht. Auf 20 DIN-A6-Seiten informiert es über die Ursprünge der Feste, ihre Beziehung zueinander und das Brauchtum um sie herum. Außerdem wird erklärt, was Ablässe für Verstorbene sind und wie Mess-Stipendien bedürftigen Priestern der Weltkirche helfen. Das Faltblatt kann gratis telefonisch unter 089/64248880 oder unter www.kirche-in-not.de/shop bestellt werden.

Christliche Morallehre

Papst Franziskus hat eine Neuausrichtung der christlichen Morallehre gefordert. In einem am Sonntag veröffentlichten Päpstlichen Mahnschreiben betont er, die Liebe sei der eigentliche Kern der christlichen Botschaft. Die Kirche müsse ihre Lehre danach ausrichten: „Das Zentrum der christlichen Moral ist die Liebe. Die Werke der Nächstenliebe sind der vollkommenste Ausdruck der inneren Gnade des Geistes. Am Ende zählt nur die Liebe.“ Die Kirche müsse sich in ihrer Verkündigung auf das Wesentliche konzentrieren, forderte der Papst: „Nicht alles ist gleichermaßen zentral; denn es gibt eine Ordnung oder Hierarchie unter den Wahrheiten der Kirche.“

Kirchbau in der Türkei

In der Türkei ist der erste Neubau einer christlichen Kirche seit Gründung der Republik 1923 eröffnet worden. An der Zeremonie in der syrisch-orthodoxen Ephrem-Kirche in Istanbul nahmen Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan sowie zahlreiche Spitzenvertreter der christlichen Kirchen teil, berichtete die Zeitung „Hürriyet“. So konnte der syrisch-orthodoxe Metropolit von Istanbul, Filuksinos Yusuf Çetin, den Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios von Konstantinopel, den vatikanischen Ökumeneminister Kardinal Kurt Koch und den armenisch-orthodoxen Patriarchen Masalyan von Konstantinopel begrüßen.

Solidarisch mit Israel

Der Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe, Bernd Posselt, hat den Terrorangriff der Hamas gegen Israel schärfstens verurteilt und betont, dessen Ziel sei nichts anderes als Völkermord. Er versicherte Israel und die Juden in aller Welt der absoluten Solidarität seiner Volksgruppe.

DISKUSSION UM PARAGRAF 218

Kirchen nicht auf einer Linie

Pläne zu Straffreiheit bei Abtreibung unterschiedlich bewertet

BERLIN (KNA) – Die Kirchen in Deutschland positionieren sich unterschiedlich zur geplanten Neuregelung der Abtreibung. Auf evangelischer Seite kann man sich unter bestimmten Bedingungen eine Regelung außerhalb des Strafrechts vorstellen. Katholische Verbände und die Bischofskonferenz bleiben bei ihrer Haltung, dass die Balance zwischen Selbstbestimmungsrecht der Frau und Schutz des ungeborenen Lebens mit der bisherigen Regelung besser zu wahren sei.

Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) hält es für denkbar, Abtreibungen unter bestimmten Bedingungen künftig auch außerhalb des Strafrechts zu regeln. Eine „vollständige Entkriminalisierung“ sei allerdings nicht vertretbar, heißt es in einer Stellungnahme.

Der Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) und die Caritas argumentieren dagegen in ihrer Stellungnahme, die bisherige Regelung sichere auch derzeit wirksam die Selbstbestimmung der Frau. Beides – Selbstbestimmung sowie Schutz des ungeborenen Lebens – gelinge ohne die Gefahr, dass der Wunsch

der Frau kriminalisiert werde. Dies zeige auch die geringe Zahl von Verurteilungen nach Paragraph 218: Sie liege jährlich unter zehn.

Eine grundsätzliche Legalisierung des Abbruchs innerhalb einer bestimmten Frist würde die Balance zulasten des Lebensrechts der Ungeborenen verschieben. Umstände wie eine zu geringe Zahl an Ärzten, die abtreiben, stünden in keinem unmittelbaren Zusammenhang mit der derzeitigen Rechtslage.

Die katholische Bischofskonferenz erklärte dazu, ihre eigene Stellungnahme sei noch in Vorbereitung. Die Debatte müsse „angesichts des sensiblen Themas sehr sorgfältig geführt und eine Polarisierung vermieden werden“.

Es sei aber nicht einsichtig, „dass eine außerstrafrechtliche Regelung des Schwangerschaftsabbruchs das verfassungsrechtlich garantierte Lebensrecht des ungeborenen Kindes in gleicher Weise oder besser schützen soll als die gegenwärtige Regelung“. Richtschnur sei, dass der verfassungsrechtlich gebotene Schutz des ungeborenen Lebens ebenso wie die Rechte der Frau sichergestellt sein müssten.

„Wenn so Kinder freikommen“

Kardinal bietet sich im Austausch gegen Geiseln an

ROM (KNA) – Der Jerusalemer Kardinal Pierbattista Pizzaballa hat sich als Austausch gegen Geiseln der Hamas angeboten.

„Wenn so Kinder freikommen und nach Hause zurückkehren können, wäre das kein Problem“, antwortete der Lateinische Patriarch von Jerusalem am Montag bei einer Online-Pressekonferenz auf die Frage einer Journalistin. „Von meiner Seite aus ist die Bereitschaft da“, fügte er hinzu.

Um einen Weg aus der aktuellen Lage herauszufinden, sei es nötig, dass die Geiseln zurückkehren, betonte Pizzaballa. Eine konkrete Geste könne dazu führen, dass über die aktuelle Entwicklung noch einmal nachgedacht würde. „Andernfalls ist es sehr schwierig, diese Entwicklung aufzuhalten“, sagte der Kardinal mit Blick auf die erwartete Bodenoffensive Israels im Gazastreifen.

Zuvor hatte auch Papst Franziskus die Freilassung der Geiseln gefordert (siehe Seite 5). Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin hatte den Vatikan als Vermittler in der Angelegenheit ins



▲ Der Lateinische Patriarch von Jerusalem, Kardinal Pierbattista Pizzaballa.

Spiel gebracht. Der Heilige Stuhl wolle versuchen, dass wenigstens ein Teil der Entführten zurückkehren kann, sagte Pizzaballa. Es sei aber schwierig, mit der Hamas zu sprechen.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 40

Welche Bräuche und Traditionen pflegen Sie in den Herbstmonaten am liebsten?

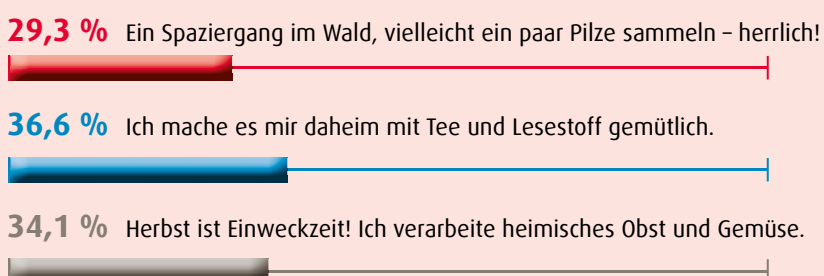


Foto: Sven Mandel via Wikimedia Commons/CC BY-SA 4.0 (https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0)

Foto: KNA

HAMAS-KRIEG GEGEN ISRAEL

Die Hoffnung nicht aufgeben

Deutscher Priester und Poet Stephan Wahl zur Lage im Heiligen Land

JERUSALEM (KNA) – Für Überlegungen nach den Ursachen und Folgen des Krieges der Hamas gegen Israel ist es nach Worten von Stephan Wahl (63) zu früh. „Es ist die Zeit, mit den Opfern zu weinen“, sagt der in Jerusalem lebende Trierer Diözesanpriester, Poet und frühere Sprecher des „Wortes zum Sonntag“. Wer jetzt noch glaube, dass eine Brücke zwischen Israelis und Palästinensern gelingen könne, sei naiv. Trotzdem ist er nicht bereit, die Hoffnung aufzugeben.

Herr Wahl, wie erleben Sie die aktuelle Situation?

Ich lebe im arabischen Ostjerusalem Stadtviertel Schuafat relativ sicher. Es müsste schon ein technischer Fehler oder Unfall passieren, wenn hier eine Rakete einschlägt. Ich war aber am Samstag (7. Oktober; *Anm. d. Red.*) völlig überrascht, wie vermutlich alle, als die Warn-App die ersten Abschüsse meldete.

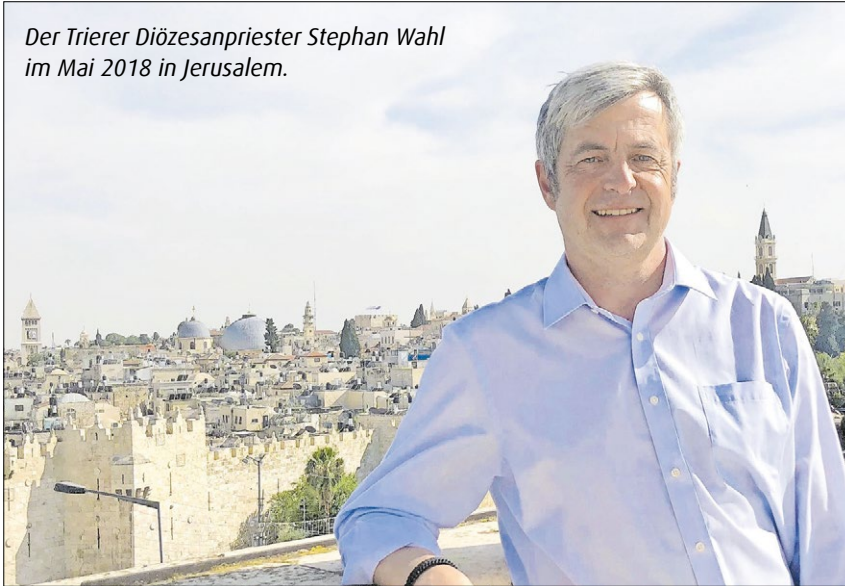
Der erste Gedanke war: nicht schon wieder! Ich dachte, dass es ein paar Raketen und Reaktionen geben werde und es dann bald vorüber sei. Doch es wurde schnell klar, dass das eine ganz andere Kategorie ist. Irgendwann bin ich erschrocken, weil mir bewusst geworden ist: Stephan, du bist im Krieg. Zwar war ich im Studium 1981/82 während des Libanon-Kriegs hier. Aber was jetzt passiert, erlebe ich noch viel direkter.

Bleibt das Gefühl der Überraschung oder haben Sie für sich Antworten finden können, wie es dazu kommen konnte?

Angelus

ROM (KNA) – Papst Franziskus hat die Freilassung der israelischen Geiseln im Gazastreifen gefordert. Beim Mittagsgebet auf dem Petersplatz sagte er am Sonntag: „Ich verfolge weiter mit großem Schmerz, was in Israel und in Palästina geschieht. Ich denke insbesondere an die Kinder und an die Alten. Ich erneuere meinen Appell zur Freilassung der Geiseln und fordere mit aller Kraft, dass Kinder, Kranke, Alte, Frauen und die gesamte Zivilbevölkerung nicht Opfer des Konflikts sein sollen.“ Für die Bevölkerung von Gaza forderte der Papst humanitäre Korridore, um die Versorgung sicherzustellen.

Der Trierer Diözesanpriester Stephan Wahl im Mai 2018 in Jerusalem.



Im Moment ist nicht die Zeit zu überlegen, wie es dazu kam und welche Folgen das hat. Es ist die Zeit, mit den Opfern zu weinen. Die Zahlen sind unvorstellbar, auf der einen und auf den anderen Seite. Ich tue, was ich kann: meine Texte schreiben und versuchen, das Unsagbare in Worte zu fassen, oder mich ganz praktisch in die lange Schlange zu stellen, um Blut zu spenden. Irgendwann kann man dann die anderen Fragen stellen.

Es gibt auf keinen Fall irgendeine Rechtfertigung für diese Massaker. Sie lassen sich nicht mit der israelischen Besatzung entschuldigen. Ich werde nie verstehen, wie ein Mensch in der Lage ist, auf eine Rave-Party zu gehen und junge Leute zu erschießen, in ein Haus zu gehen und ein Kind zu erschießen. Das kann man mit keinem ideologischen oder politischen Hintergrund rechtfertigen.

Auf der anderen Seite ist der Kessel geplatzt. Es ist kein Geheimnis, dass die Besatzung das Grundproblem zwischen Israel und Palästina ist, und das bleibt bestehen. Wer jetzt noch Hoffnung hat, dass sich irgendeine Brücke zwischen beiden Parteien bauen lässt, ist naiv. Die Spaltungen werden noch viel härter und der Hass noch viel stärker werden, als sie jetzt schon sind.

Kann man sagen, dass jene, die in den vergangenen Jahren weiter an der Zwei-Staaten-Lösung und einem Friedensprozess festgehalten haben, naiv waren und nun aufwachen müssen?

Auf keinen Fall. Im Gegenteil: Sie hätten sich besser stärker durchgesetzt. Nach dem schrecklichen Mord an dem früheren israelischen

Ministerpräsidenten Jitzchak Rabin ist alles den Bach runtergegangen. Damals sind Brücken gebaut worden, die man hätte befestigen müssen. Aber die sind längst nicht mehr begehbar. Ich habe die Optimisten auf beiden Seiten immer bewundert, die trotz allem daran festgehalten haben, dass wir eine Lösung finden müssen. Sie werden jetzt von allen als die Naiven dargestellt – aber sie lagen nicht falsch.

Sehen Sie eine Perspektive?

Ich habe Träume. Ich habe den inzwischen noch utopischeren Traum, es gäbe auf beiden Seiten richtig gute, vernünftige Anführer, die über ihren und andere Schatten springen und sagen: Lass uns zusammensetzen – egal wie viele Wunden wir uns geschlagen haben; und die sich fragen, ob sie nicht gemeinsam einen neuen Weg gehen und ein Land mit zwei Völkern schaffen können.

Dieser Traum ist sehr unrealistisch. Es fehlen die charismatischen Gestalten, die den Mut haben, über ihren Schatten zu springen. Trotzdem weigere ich mich, im absoluten Pessimismus zu ertrinken, sondern hoffe und bete darum, dass kein Hass in mir wächst und ich die Hoffnung auf Änderung nicht verliere.

Wer hätte zum Beispiel daran gedacht, dass Menachem Begin (*ehemaliger Ministerpräsident und Außenminister Israels; Anm. d. Red.*) der erste sein wird, der Frieden mit einem arabischen Land schließt, oder dass Jitzchak Rabin Jassir Arafat die Hand reicht? Das war jahrelang undenkbar. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass Dinge passieren können, die niemand erwartet.

Interview: Andrea Krogmann

Abt Schnabel: Kloster bleibt offen

JERUSALEM (KNA) – Trotz der Eskalation der Gewalt bleibt das deutschsprachige Benediktinerkloster in Jerusalem geöffnet. „Wir bleiben hier“, erklärte der Abt der Dormitio-Abtei, Nikodemus Schnabel, dem Kölner Internetportal domradio.de. „Das Einzige, was ich in meiner Gemeinschaft leisten kann, ist, die Türen weiterhin zu öffnen“, sagte der 44-jährige Deutsche, der seit Februar dem Kloster vorsteht. Als die Angriffe begannen, war Schnabel nicht im Land. „Ich befand mich in Rom und dachte, dass ich gerade am falschen Ort bin.“ Er sei über Jordanien zurückgefliegen und als ziemlich einsame Person nach Israel eingereist: „Ich bin überglücklich, dass ich nun da bin, wo ich hingehöre.“

Baby-Hospital nicht erreichbar

BETHLEHEM (KNA) – Der Freiburger Erzbischof Stephan Burger, Schirmherr der Kinderhilfe Bethlehem, und der Basler Bischof Felix Gmür haben wegen der Hamas-Angriffe ihre Reise nach Israel und in die Palästinensergebiete abgesagt. Der Festakt „70 Jahre Caritas-Baby-Hospital in Bethlehem“, zu dem sie anreisen wollten, findet nicht statt. Nach dem Angriff der Hamas sei die Lage vor Ort schwierig, teilte die Kinderhilfe Bethlehem mit, die Träger der Klinik ist. Patienten könnten derzeit nicht mehr nach Bethlehem kommen, weil Israel Verbindungen zwischen palästinensischen Städten und Dörfern gesperrt habe. In der dramatischen, „von unvorstellbarem Leid und Gewalt geprägten Situation“ sei kein Platz zum Feiern.

Gesundheitssystem vor dem Kollaps

GAZA (epd) – Das Gesundheitssystem im palästinensischen Gazastreifen steht laut den Vereinten Nationen vor dem Zusammenbruch. Sechs der sieben wichtigsten Krankenhäuser in dem belagerten Gaza seien nur teilweise funktionsfähig, sagte der Sprecher der Weltgesundheitsorganisation, Tarik Jasarevic, am Freitag voriger Woche in Genf. Ein Hospital im Norden sei wegen der wiederholten israelischen Luftangriffe außer Betrieb. Die Krankenhäuser verfügten nur über wenige Stunden Strom pro Tag, sagte der Sprecher. Die Generatoren zur Stromerzeugung müssten demnächst abgeschaltet werden, da die Brennstoffvorräte zur Neige gehen.



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Oktober

Für die Weltsynode

Beten wir für die Kirche, dass sie auf allen Ebenen einen Lebensstil führe, der von Hören und Dialog geprägt ist, und sich vom Heiligen Geist bis an die Peripherien der Welt führen lässt.



KURZSCHLUSS IN KLIMAANLAGE

Schaden durch Brand in Sommerresidenz

ROM/CASTEL GANDOLFO (KNA) – Die frühere Sommerresidenz der Päpste in Castel Gandolfo ist nach einem Brand für Besucher teilweise geschlossen. Das Museum bleibe geöffnet, nur einige Räume seien nicht mehr zugänglich, berichtet die Katholische Nachrichten-Agentur unter Berufung auf das Touristenbüro der „Ville Pontificie“.

Die italienische Tageszeitung „Il Messaggero“ hatte berichtet, es habe einen Kurzschluss in einer der Klimaanlage gegeben. Ein Raum im zweiten Stock soll einen verheerenden Schaden genommen haben. Die dortigen früheren Privaträume der Päpste sind mit wertvoller Kunst und Dekoration ausgestattet.

Die päpstliche Sommerresidenz im 30 Kilometer südöstlich vom Vatikan gelegenen Städtchen Castel Gandolfo ist ein 55 Hektar großer Komplex aus Villen, Gärten und einem landwirtschaftlichen Gut. Papst Franziskus hat das Anwesen 2014 für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Im ersten Stock des Papstpalastes befindet sich heute ein Museum.

Das Boot, in dem Jesus fuhr

Vatikanische Museen präsentieren Nachbau von Fund aus See Genezareth

ROM (KNA) – Glaubt man der Bibel, ist Jesus in einem Fischerboot auf dem See Genezareth gefahren. Die Vatikanischen Museen zeigen jetzt, wie so ein Boot ausgesehen haben könnte.

Papst Franziskus bekommt allerlei geschenkt. Bücher, Kreuze, Kelche, Vasen – sogar ein Brettspiel für eine Einzelperson war schon unter den Aufmerksamkeiten, die die zahlreichen Gäste im Vatikan bei Audienzen überreichen. Vergangenen März bekam der Papst allerdings ein Geschenk überreicht, das die bisherigen Dimensionen in vielerlei Hinsicht sprengte: eine Nachbildung des berühmten „Jesus-Boots“ im Originalmaßstab.

Das rund neun Meter lange Holzsegelboot steht seit Kurzem in den Vatikanischen Museen. Ein Spezialkran hievte das Werk durch eine enge Öffnung an einer Rolltreppe vorbei an seinen Bestimmungsort. Jetzt steht es dauerhaft in der Halle, die von den Ticketschaltern in die Päpstliche Kunstsammlung führt.

Das Original wurde 1986 im See Genezareth in Israel gefunden. In diesem besonders trockenen Jahr entdeckten Fischer die antiken Überreste im freigelegten Schlamm am Seegrund. Wissenschaftliche Untersuchungen bestätigten: Das Boot stammt aus der Zeit Jesu Christi. Bald wurde der Fund in der Presse als „Jesus-Boot“ bekannt. Seine Überreste sind heute im israelischen Museum Yigal Allon in der Nähe des Fundorts ausgestellt.

Unklar ist, ob Jesus und seine Jünger genau in diesem Boot auf den See Genezareth gefahren sind, so wie es das Lukas- und das Markusevangelium beschreiben. „Wir haben keine Gewissheit“, sagte der Präsident des Istituto Diplomatico Internazionale, Paolo Giordani, bei einer Pressekonferenz. Dennoch habe der Fund aus dem See Genezareth für Katholiken eine hohe Bedeutung.



◀ Der Nachbau des Segelboots, das im See Genezareth gefunden wurde, ist rund neun Meter lang und wurde aus Zedernholz gefertigt. Das Gefährt steht nun im Eingangsbereich der Vatikanischen Museen.

Foto: KNA

Das „Istituto“, das gute Beziehungen in den Vatikan hat, war an der Umsetzung des Projekts beteiligt. Vor einiger Zeit lernte Giordani den Chef des Neapolitanischen Schifffahrtunternehmens NLG, Maurizio Aponte, kennen. Im Austausch kamen die beiden Männer darauf zu sprechen, dass es im Staat der Vatikanstadt zwar ein offizielles Schiffsregister gibt – allerdings ohne Einträge.

Schiff mit Symbolkraft

„Da habe ich mich gefragt: Warum können wir nicht eines unserer Schiffe unter der vatikanischen Flagge fahren lassen?“, sagte Aponte. Schnell seien sie sich einig gewesen, dass es ein Schiff mit einer gewissen Symbolkraft sein müsse. So sei die Idee für den Nachbau des „Jesus-Boots“ entstanden.

Gebaut hat das Gefährt schließlich eine Schiffbauerfamilie aus dem süditalienischen Sorrent. Gefertigt wurde es aus Zedernholz. „Das waren die einzigen Bäume, die zu jener Zeit in diesem Teil der Erde wuchsen“, erklärt Aponte. In dem Boot stecke so viel authentisches Material

wie möglich. So seien etwa die Seile von Hand gefertigt und nur wenige Eisennägel verbaut. Die Arbeiten hätten etwa acht Monate gedauert.

Dem ging laut Vatikanischen Museen ein intensiver Rechercheprozess voraus. Von dem originalen „Jesus-Boot“ aus dem See Genezareth wurden 1986 nur noch Überreste des Rumpfes geborgen. Schiffsdarstellungen in antiken Reliefs und Mosaiken aus Ostia und Pompeji hätten Aufschluss über die restlichen Teile gegeben.

Um diese Überreste des historischen Originals hatte es um das Jahr 2000 beinahe einen diplomatischen Eklat gegeben. Gerüchteweise wollte der Vatikan das „Jesus-Boot“ für 2,5 Millionen Mark restaurieren und mehrere Monate in Rom ausstellen, was zu empörten Reaktionen in Israel führte. Die Wogen konnten aber bald geglättet werden. Das „Jesus-Boot“ hat es nie aus Israel heraus geschafft.

Mit der Nachbildung ist der Vatikan nun um ein Ausstellungsstück reicher – und im bislang leeren Schiffsregister ist das Stück Handwerkskunst nun als „Boot Nummer eins“ eingetragen. Anita Hirschbeck

DIE WELT



FORSCHUNGEN „NOCH AM ANFANG“

So falsch lag der „Stellvertreter“

Internationaler Kongress erörterte erstmals nach Archiv-Öffnung Rolle von Pius XII.

ROM – Er sprach fließend deutsch und wirkte als Nuntius zwölf Jahre in Deutschland: Papst Pius XII. (1876 bis 1958). Ralf Hochhuths Drama „Der Stellvertreter“ sorgte 1963 dafür, dass Eugenio Pacelli bis heute sehr kritisch betrachtet wird. Was ist dran an den Vorwürfen – etwa der Behauptung, Pius XII. habe nicht genug zur Rettung der Juden während des NS-Zeit unternommen? Eine der Fragen, um die es 65 Jahre nach dem Tod des Papstes bei einer internationalen Fachtagung an der Päpstlichen Universität Gregoriana ging.

Im Mittelpunkt des Kongresses standen die neuen Quellen: Im März 2020 öffnete der Vatikan das Archiv mit den Schriftstücken zum Pontifikat Pacellis. Corona verhinderte in der Folge ausführliche Forschungsarbeiten. Im Archiv des Päpstlichen Bibelinstituts ist eine Dokumentation mit mehr als 4400 Namen von überlebenden Juden wiederentdeckt worden, die in Rom von den Nazis verfolgt wurden. Sie fanden Zuflucht in kirchlichen Einrichtungen der ewigen Stadt, dar-

unter 100 Frauen- und 55 Männerkongregationen.

Die Listen mit den Zahlen der Aufgenommenen wurde zwar 1961 von Renzo De Felice veröffentlicht. Die vollständige Dokumentation galt jedoch als verloren. Die Geschichte des Verschwindens und der Wiederentdeckung war eines der weiteren Themen an der Gregoriana.

Erste Audienz mit Juden

Im November 1945 hielt Papst Pius XII. zum ersten Mal eine Audienz mit einer Gruppe von Juden. Es handelte sich um Überlebende von Konzentrationslagern, die ihre Dankbarkeit für die Hilfe der Kirche zum Ausdruck bringen wollten. In seiner Rede zeigte der Papst Bedauern über die „rassistische Leidensgeschichte“ der Juden und die „zahllosen unschuldigen Opfer“, vermied es aber, von „Ausrottung“ zu sprechen, erläuterte in einem Vortrag Giovanni Coco vom Vatikanischen Apostolischen Archiv (früher päpstliches Geheimarchiv).

„Das hartnäckige Schweigen zur Shoah ist Gegenstand einer langen



▲ 1943: Papst Pius XII. ruft bei einer Rundfunkansprache zum Frieden auf. Rechts von ihm Giovanni Battista Montini, der spätere Papst Paul VI. und langjährige Mitarbeiter Pacellis schon vor dessen Zeit als Pontifex. Foto: KNA

historischen Kontroverse, die sich über das letzte halbe Jahrhundert erstreckt“, sagte Coco. Die Haltung des Papstes – oder was man als solche annahm – habe Historiker, Philosophen und Theologen beschäftigt, obwohl die vollständigen vatikanischen Dokumente noch gar nicht direkt zugänglich waren, mit Ausnahme einer kleinen, veröffentlichten Auswahl an Dokumenten.

„Mit der kürzlichen Öffnung des Vatikanischen Archivs für das Pontifikat von Pius XII. sind nun endlich alle Papiere zugänglich. Die Dokumente werden Aufschluss darüber geben, wie sich Begriffe wie Antisemitismus, Vernichtung und Schweigen in den Köpfen von Papst Pacelli und der Kirche zu jener Zeit bildeten“, erläuterte der vatikanische Archivar.

Frühe Forschungen haben Pius XII. durchaus positiv dargestellt, anders als es Hochhuths Stück 1963 tat. Neue Erkenntnisse zeigen ein differenziertes Bild über die Denkweise und mögliche antijüdische Vorurteile aus der Zeit als Nuntius.

Das Münsteraner Projekt „Asking the Pope for Help“ ist eine digitale Edition der Bittschriften, die jüdische Menschen in der Zeit der Shoah an den Papst und die Kirche gerichtet haben. Geleitet wird das Projekt vom Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf, der bei dem Kongress sprach.

„Breit und komplex“

Ausgehend von der Fülle der Dokumente, mit denen sich das Projekt befasst, bot Wolf in seinem Redebeitrag einige Thesen, die für den jüdisch-christlichen Dialog wichtig sind: etwa, wie frei ein Papst als Kirchenoberhaupt agiert und welche Rolle die Bittschriften auf das Gesamtbild haben, ebenso, wie die Unterscheidung in getaufte und nicht-getaufte Juden einzuordnen ist. „Wir sind also noch am Anfang einer breiten und komplexen Untersuchung aus theologischer und historischer Sicht“, sagte Wolf am Rande der Konferenz unserer Zeitung.

Mario Galganol red



▲ Erstmals nach der Archivöffnung ging es an der Päpstlichen Universität Gregoriana bei einem internationalen Kongress um die Rolle von Papst Pius XII. während Nationalsozialismus und Judenverfolgung. Foto: Galgano

Aus meiner Sicht ...



Christoph Lehmann ist Rechtsanwalt und stellvertretender Bundesvorsitzender der Katholischen Elternschaft Deutschlands (KED).

Christoph Lehmann

Das päpstliche „sowohl – als auch“

Eines scheint schon am Beginn der Weltsynode in Rom klar: Auch diesmal wird am deutschen Wesen nicht die Kirche genesen. Die Mehrheit der Katholiken lebt inzwischen jenseits des Atlantiks. Dort beschäftigen die Christen oft ganz andere Themen als bei uns. Der Fokus der Weltkirche liegt schon lange nicht mehr auf Europa. Deutsch ist bei der Synode keine Arbeitssprache mehr, eine formelle Arbeitsgruppe der deutschsprachigen Länder gibt es wohl auch nicht mehr. Mit großen Schritten bei den gerade in Deutschland viel diskutierten Themen Frauenordination, Segnung gleichgeschlechtlicher Paare und mehr Synodalität werden wir bei der Weltsynode nicht rechnen können.

Schön ist das vielleicht nicht – aber ist es wirklich so katastrophal, wie manche hierzulande glauben? Vielleicht müssen wir als Deutsche einfach lernen, mit den Regeln der Kirche anders umzugehen. Das beste Beispiel dafür gibt ausgerechnet der Papst: Auf die Anfrage mehrerer Kardinäle, ob die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare verboten bleibe, antwortete Franziskus schon fast sibyllinisch: Einerseits bleibt es dabei, dass die Kirche gleichgeschlechtliche Beziehungen immer noch als objektiv sündig betrachtet und gleichgeschlechtliche Ehen nicht anerkennt. Andererseits sollte jede Bitte um einen Segen mit seelsorgerischer Nächstenliebe behandelt werden: „Wir können keine Richter sein, die

nur leugnen, ablehnen und ausschließen“, so wird er zitiert. Ohne die traditionelle Lehre grundsätzlich in Frage zu stellen, fordert er so zu einem undogmatischen Umgang damit auf.

Der Papst sollte uns ein Vorbild sein. Die (reine) Lehre mag eine gute Richtlinie für das sein, was sein sollte. Aber als Christen sind wir gefordert, den einzelnen Menschen so zu nehmen, wie er ist, und liebevoll mit ihm und seinen Bedürfnissen umzugehen. Tun wir dies, lässt sich in der Praxis viel Gutes bewirken – auch ohne dass die Lehre sich grundlegend ändert. Was wir lernen sollten, ist ein an den seelsorgerischen Bedürfnissen orientierter Umgang mit den Regeln.



Seyran Ateş ist Rechtsanwältin, Menschenrechtsaktivistin sowie Mitbegründerin der liberalen Ibn Rushd-Goethe-Moschee in Berlin.

Seyran Ateş

Gegen muslimischen Judenbass

Die Hamas – eine islamistische Terrororganisation, vergleichbar mit dem IS, Al-Qaida, Boko Haram, den Taliban und anderen – hat auf bestialische Art und Weise Israel den Krieg erklärt. Nicht verbal, nicht schriftlich, sondern mit einem Massaker auf einem Musikfestival und in einem Kibbuz. Kinder und Erwachsene wurden regelrecht abgeschlachtet, Frauen vergewaltigt, verletzt und entführt.

Das Ausmaß des heimtückischen Angriffs kann mit Worten nicht wiedergegeben werden. Die Bilder und Berichte von Überlebenden gehen um die Welt. Nach dem Holocaust konnte und mochte sich niemand vorstellen, dass Juden jemals so etwas wieder erleben

würden. Keine Religionsgemeinschaft sollte das erleben. Daher hieß es klar und deutlich, vor allem in Deutschland, indem das Existenzrecht Israels Staatsräson ist: Nie wieder!

Und trotzdem gibt es – auch aus Deutschland – zahlreiche Bilder und Videos, in denen Menschen sich nicht nur mit dem Angriff der Hamas solidarisieren, sondern regelrechte Freudentänze in einer Art Blutausch und Ekstase aufführen. Damit nicht genug: „Free Palestine“ rufend, verteilen vor allem Männer zur „Feier“ des bestialischen Überfalls auf unschuldige Zivilisten arabische Süßspeisen.

Deutschland und seine politischen Entscheider müssen sich der Realität stellen. Seit vielen Jahrzehnten wachsen in muslimisch

geprägten Parallelgesellschaften in deutschen Großstädten Antisemitismus und der Hass auf Israel. Dem muss endlich Einhalt geboten werden!

Alle islamischen Verbände und Menschen, die sich Deutschland für ihre Zuflucht ausgesucht haben, müssen verpflichtet werden, sich der Staatsräson und dem „Nie wieder“ uneingeschränkt anzuschließen. Zudem muss der Expertenkreis Politischer Islamismus wieder eingesetzt werden, der auf Wunsch von Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) aufgelöst worden war. Deutschland muss endlich ein sicheres Land für Juden werden. Dann könnten auch alle anderen wohl sehr viel sicherer und freier leben.



Clemens Mennicken ist ausgebildeter Redakteur, seit 2012 Priester und seit Herbst 2022 leitender Pfarrer des Pfarrverbands Nürnberg-Südwest/Stein.

Clemens Mennicken

Auf schmalem Grat

Die Kirche dürfe keine Nichtregierungsorganisation sein. Das betonte Papst Franziskus einst kurz nach seiner Wahl und forderte eine Rückbesinnung auf Jesus Christus. Seither hat er diese Gefahr wiederholt thematisiert.

Vor diesem Hintergrund wirken seine Einlassungen im Apostolischen Schreiben „Laudate Deum“ streckenweise irritierend. Über die Klimafrage aus Sicht des Glaubens erfährt man wenig. Umso mehr werden wissenschaftliche Ergebnisse und der Forschungsstand referiert und die Inhalte von Klimakonferenzen detailreich nachgezeichnet. Das kennt man so vor allem von Nichtregierungsorganisationen, die (wenn auch nicht gewinnorientiert) offensiv ihre Interessen vertreten.

Immer wieder haben Päpste in Lehr- und Rundschreiben drängende zeitgenössische Probleme von Gesellschaft und Politik aufgegriffen: die soziale Frage bei Papst Leo XIII., die Demaskierung der totalitären Ideologien und besonders des Nationalsozialismus bei Pius XI. und schließlich die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus bei Johannes Paul II. Ihnen ging es um grundlegende Antworten aus der Sicht des Glaubens und nicht um tagespolitische Handlungsanweisungen.

Wie schmal der Grat ist, auf dem sich Franziskus hier bewegt, zeigt sich an einer Pressekonferenz zu „Laudate Deum“ im Vatikan, zu der unter anderem die Klimaaktivistin Luisa Neubauer eingeladen war.

Prompt bedankte sie sich im Internet beim Pontifex dafür, „dass Sie unserer Forderung eine Bühne gegeben haben“. Berechtigte Zukunftsfragen der jungen Generation sind das eine, politische Lobbyarbeit (welcher Couleur auch immer) ist das andere.

„Lobt Gott“ ist der Name dieses Schreibens. Denn ein Mensch, der sich anmaßt, sich an die Stelle Gottes zu setzen, wird zur schlimmsten Gefahr für sich selbst“, lauten die Schlussworte von „Laudate Deum“. Das trifft auf jene zu, die grenzenlosem technischen Fortschritt und Wachstum das Wort reden – aber auch auf radikale Klimaaktivisten, die sich der „Mission“ verschrieben haben, selbst die Welt zu retten.

Leserbriefe



▲ Angela Merkel - hier im Mai bei der Verleihung des Staatspreises von Nordrhein-Westfalen - war bis 2021 Bundeskanzlerin. Für Frauen habe sich in ihrer Kanzlerschaft nur sehr wenig verbessert, meint unser Leser. Foto: KNA

Die „Mutti“ hat enttäuscht

Zu „Zur Kindstötung verpflichtet?“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 39:

Der Kommentar von Cornelia Kaminski ist beklemmend. Er hat nicht nur ethische und religiöse Aspekte, sondern Sprengkraft für die Gesellschaft. Auch die Politik hat ihren Teil zu dem Thema beigetragen, wie das Beispiel Angela Merkel beweist. Ein evangelischer Pfarrer als Vater ist noch keine Garantie, dass die Tochter christlich handelt. Ihr Beitrag als Ministerin und Kanzlerin bei dem gesellschaftlichen Thema Abtreibung zeigt, dass sie dafür war.

Ein Staat wie Deutschland, der kaum Bodenschätze hat, hat nur die Menschen, um konkurrieren zu können. Eine Gesellschaft, die jedes Jahr 100 000 Kinder im Mutterleib tötet, sägt ihren eigenen Ast ab. Weiß man denn nicht, was diese Abtreibungs-Gesetze für Handwerk, Wissenschaft und Bildung bedeuten? In unserem Land fehlen Lehrer, Ausbilder, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Ärzte, Therapeuten, Pfleger, Krankenschwestern, Soldaten, Beamte.

Wer glaubte, dass sich durch die Kanzlerschaft Merkels für Frauen und Familien etwas zum Positiven ändern

würde, der wurde enttäuscht. Das Wort „Mutti“, wie ihre Fans sie nannten, war unaufrichtig. Eine Mutter hätte deutlich mehr für die Mütter und die Familien getan. Dass in Deutschland die Armut weiblich ist, ist auch ihr Versäumnis. Die „Mütterrente“ ist ein armseliger Lohn für ein ganzes Leben voller Sorgsamkeit.

Was hat die Kanzlerin getan für die Tausenden von Frauen, welche ihre alten Ehemänner pflegen? Wer kann sich erinnern, dass diese Kanzlerin etwas Kraftvolles getan hätte, das das Los der Frauen in Deutschland verbessert? Es fanden kaum Verbesserungen bei der Gleichstellung statt, keine Verbesserung im Strafrecht bei Gewalt gegen Frauen und Mädchen. Hilfe für Alleinerziehende gab es kaum.

Hermann Mocker,
94315 Straubing

So erreichen Sie uns:
Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Das Geld fehlt

Zu „Sondervermögen Bildung?“ (Aus meiner Sicht ...) in Nr. 37:

Ich muss Ulrich Wagner, dem Hauptgeschäftsführer der Handwerkskammer Schwaben, voll Recht geben. Wenn seitens des Bundes versucht wird, die Mittel für die Berufsbildung zu kürzen, ist das ein großer Fehler. Die elf Millionen fehlen dann einfach! So sind dem Handwerk die Hände gebunden. Dabei müsste es eigentlich ein Sondervermögen für Bildung geben.

Dazu kommen immer mehr Vorschriften, die den Handwerksbetrieben von oben aufgesattelt werden. Einige mittelständische Unternehmen geben bereits auf. Ein Malermeister sagte kürzlich zu mir: „Hier soll von Seiten der Politik buchstäblich der Mittelstand kaputt gemacht werden.“

Peter Eisenmann, 68647 Biblis



▲ Damit das Handwerk seinen Nachwuchs ausbilden kann, braucht es Geld. Der Bund will die Finanzierung aber reduzieren. Foto: gem

Kleider machen Leute

Zu „Nach liturgischer Farbe sortiert“ in Nr. 38 und zur Titelseite in einem Teil der Auflage:

Es erstaunt mich schon sehr, dass Sie einer solchen Äußerlichkeit die Titelseite und eine weitere ganze Seite Ihrer Zeitung widmen. Da lassen sich also 21 neue Kardinäle – weil es seit Jahrhunderten so vorgeschrieben ist – in feinsten Moiré-Seide, die kaum noch verfügbar ist, ihre neuen Gewänder nähen. Wie berichtet, nehmen einige sogar noch Begleiter zur Anprobe mit, damit die letzte Naht und Passform auch hundertprozentig stimmen.

Kleider machen eben Leute. Etwa 2000 Euro kostet das, ohne Schärpe,

Scheitelkäppchen und Birett, versteht sich. Ich frage mich schon, ob diese Herren, die sich ihre Kardinalswürde ja vermutlich verdient haben, beim Kirchenvolk dafür noch Verständnis finden. Was der Kirche Fernstehende und erst recht Kirchenkritiker dabei denken, sei einmal dahingestellt.

Mich jedenfalls hat nur ein Kleidungsstück einer Christin tief beeindruckt: die einfache Leinenschürze der Mutter Teresa, die sie über ihrem Ordenskleid trug, wenn sie auf den Straßen Hungernde, Kranke und Aussätzige versorgte und dabei nicht selten ihr eigenes Leben riskierte.

Josef Dick, 86482 Aystetten



▲ Das bescheidene Auftreten von Mutter Teresa, der Begründerin der Missionarinnen der Nächstenliebe, hat unseren Leser sehr beeindruckt. Foto: KNA

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

29. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Jes 45,1.4–6

So spricht der HERR zu seinem Gesalbten, zu Cyrus: Ich habe ihn an seiner rechten Hand gefasst, um ihm Nationen zu unterwerfen; Könige entwaffne ich, um ihm Türen zu öffnen und kein Tor verschlossen zu halten:

Um meines Knechtes Jakob willen, um Israels, meines Erwählten, willen habe ich dich bei deinem Namen gerufen; ich habe dir einen Ehrennamen gegeben, ohne dass du mich kanntest.

Ich bin der HERR und sonst niemand; außer mir gibt es keinen Gott. Ich habe dir den Gürtel angelegt, ohne dass du mich kanntest, damit man vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang erkennt, dass es außer mir keinen Gott gibt. Ich bin der HERR und sonst niemand.

Zweite Lesung

1 Thess 1,1–5b

Paulus, Silvánus und Timótheus an die Kirche der Thessalónicher, die in Gott, dem Vater, und in Jesus Christus, dem Herrn, ist: Gnade sei mit euch und Friede!

Wir danken Gott für euch alle, sofort wir in unseren Gebeten an euch denken; unablässig erinnern wir uns vor Gott, unserem Vater, an das Werk eures Glaubens, an die Mühe eurer Liebe und an die Standhaftigkeit eurer Hoffnung auf Jesus Christus, unseren Herrn.

Wir wissen, von Gott geliebte Brüder und Schwestern, dass ihr erwählt seid. Denn unser Evangelium kam zu euch nicht im Wort allein, sondern auch mit Kraft und mit dem Heiligen Geist und mit voller Gewissheit.

Evangelium

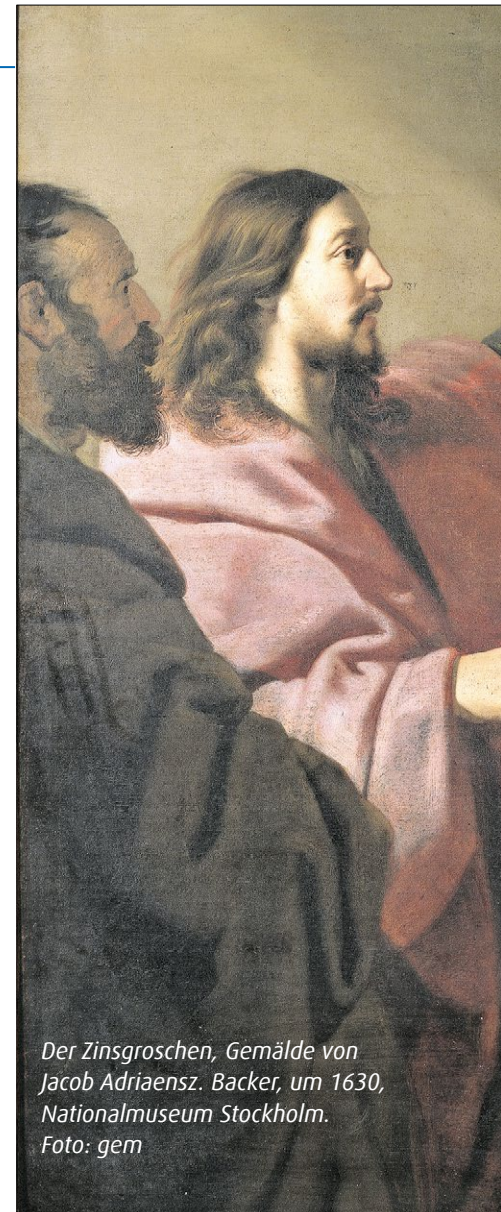
Mt 22,15–21

In jener Zeit kamen die Pharisäer zusammen und beschlossen, Jesus mit einer Frage eine Falle zu stellen. Sie veranlassten ihre Jünger, zusammen mit den Anhängern des Herodes zu ihm zu gehen und zu sagen: Meister, wir wissen, dass du die Wahrheit sagst und wahrhaftig den Weg Gottes lehrst und auf niemanden Rücksicht nimmst, denn du siehst nicht auf die Person. Sag uns also: Was meinst du? Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuer zu zahlen, oder nicht?

Jesus aber erkannte ihre böse Absicht und sagte: Ihr Heuchler, warum versucht ihr mich? Zeigt mir die Münze, mit der ihr eure Steuern bezahlt! Da hielten sie ihm einen Denár hin.

Er fragte sie: Wessen Bild und Aufschrift ist das? Sie antworteten ihm: Des Kaisers.

Darauf sagte er zu ihnen: So gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört!



Der Zinsgroschen, Gemälde von Jacob Adriaensz. Backer, um 1630, Nationalmuseum Stockholm.
Foto: gem

Die Predigt für die Woche

Die Gläubigen wertschätzen

von Wolfgang Thielmann

Vor einiger Zeit habe ich über einen Hirtenbrief des damaligen Erzbischofs von New York gestaunt. Er schrieb ihn zur Vorstellung des jährlichen Finanzberichts. In den USA gibt es keine Kirchensteuer. Die Kirche bezieht ihr Einkommen aus Spenden der Gläubigen. In Deutschland ist es eigentlich ähnlich. Nur heißen in



Deutschland die Spenden „Kirchensteuer“ und werden vom Finanzamt eingezogen. Aber es sind genauso wie Spenden freiwillige Gaben von Menschen. Der Erzbischof von New York schrieb, er sei überwältigt von

der Bereitschaft der Mitglieder, ihrer Kirche so viel Mittel anzuvertrauen, mit denen die Kirche tätig werden könne. Das ermutige und motiviere ihn und lasse auch ihn gern an seine Arbeit gehen. Noch nie las ich einen Hirtenbrief so voller Wertschätzung – so sagen wir heute.

Der Brief klang so ähnlich wie die zweite Lesung aus dem Ersten Thessalonicherbrief. Herrschte damals noch ein anderer Ton? Der Apostel sagt: Er zieht Kräfte aus dem Kontakt mit der Gemeinde. Auch sein Brief ist voller Wertschätzung. Er hat genau hingeschaut und viel Glauben und Hoffnung bei den Menschen entdeckt. „Wir wissen, dass ihr erwählt seid“, schreibt er nach Thessalonich. Und er würdigt die Standhaftigkeit, die Liebe und die Treue zu Gott, die er unter den

Mitchristen fand oder von denen er gehört hat.

Wahrscheinlich warteten die Christen in Thessalonich auf Input im Blick auf den neuen Glauben. Denn sie waren noch nicht lange dabei. Und der neue Weg zu Gott war ja noch gar nicht so bekannt. Es gab kaum etwas Schriftliches. Paulus geht im Verlauf des Briefs darauf ein und informiert sie über den Glauben, den Jesus in die Welt gebracht hatte. Aber zuerst ist etwas anderes wichtig: die Wertschätzung, das Willkommen an die Gläubigen und die Freude darüber, dass sie gemeinsam mit dem Apostel unterwegs zu Gott sind. Und dass ihr Glaube den Apostel motiviert und ihm Mut macht.

Die Situation ist in Deutschland anders. Der Glaube ist nicht mehr

neu. Wir leben in einer mitunter mehr als 1000-jährigen christlich geprägten Kultur. Jetzt erleben wir, dass die Zahlen zurückgehen. Das kann einen zur Resignation verleiten. Und dazu, den Schwund des Glaubens zu bedauern.

Lasst euch anstecken!

Aber wenn ich einen Wunsch freihätte an Bischöfe und an die Leitungspersonen kirchlicher Organisationen, dann den: dass sie sich auch heute anstecken lassen vom Einsatz vieler Menschen, besonders von Frauen, die den Glauben weitertragen und die die Kirche mit Leben füllen und die Familien mit Glauben. Dass die Menschen an der Spitze den Hirtenbrief ihres Kollegen aus New York kopieren. Und dass sie den Glauben der Engagierten wertschätzen, öfter und deutlicher als dass sie das beklagen, was vermeintlich schwindet, und sich von dem Engagement motivieren lassen.



Gebet der Woche

Machen auch wir uns also wieder auf den Weg, erleuchtet durch die Begegnung mit dem Auferstandenen und belebt durch seinen Geist. Machen wir uns auf den Weg mit brennenden Herzen, offenen Augen und bewegten Schritten, um andere Herzen brennen zu lassen durch das Wort Gottes, andere Augen aufzutun für Jesus in der Eucharistie und alle einzuladen, gemeinsam auf dem Weg des Friedens und des Heils unterwegs zu sein, den Gott der Menschheit in Christus geschenkt hat.

Heilige Maria, die du mit uns unterwegs bist, Mutter der missionarischen Jünger Christi und Königin der Missionen, bitte für uns!

Papst Franziskus

Botschaft zum Weltmissionssonntag am 22. Oktober zum Thema „Brennende Herzen und bewegte Schritte“ nach der Emmausgeschichte (Lk 24,13–35)

Glaube im Alltag

von Pfarrer Stephan Fischbacher



Der von Ihnen gewählte Teilnehmer ist zurzeit nicht erreichbar. Bitte versuchen Sie es später noch einmal!“ Eine freundliche Computerstimme sagt diesen oder einen ähnlichen Text auf, wenn ich jemanden anrufen möchte, dieser aber gerade nicht an sein Telefon oder Handy geht.

Ein Anruf geht ins Leere – das enttäuscht manchmal, denn ich wäre froh, wenn ich ein Telefonat gleich führen könnte und es nicht verschieben müsste. Ich gehöre nämlich zu den Menschen, die ungern jemanden anrufen. Und wenn ich es tue, dann habe ich einen Grund dafür und möchte etwas erledigen oder besprechen. Ich bin froh, wenn ich nach dem Gespräch einen Haken hinter die Angelegenheit setzen kann. Wenn jemand nicht rangeht, muss ich das Telefonat auf die lange Bank schieben.

Gott anrufen

Vielleicht kennen Sie den Begriff „anrufen“ auch im Zusammenhang mit dem Gebet: „Gott anrufen“ ist eine typische Formulierung, die zwar etwas aus der Zeit gefallen ist, aber christlichen Menschen bis heute etwas sagt. Wer Gott anruft, der möchte nicht telefonieren, sondern Gott etwas vortragen: ein Anliegen, eine Bitte, eine Sorge. Man könnte sagen: Wer Gott anruft, hat etwas Dringendes mit ihm zu besprechen.

Bei Gott geht es mir ähnlich wie beim Telefonieren: Ich wünsche mir, die Sache wäre schnell besprochen und erledigt. Nach einem

Bittgebet
wünschte ich
mir, ich könnte
hinter die

Angelegenheit einen Haken setzen und die Sache als abgeschlossen betrachten. Manchmal wirkt es aber wie: „Der von Ihnen gewählte Teilnehmer ist zurzeit nicht erreichbar. Bitte versuchen Sie es später noch einmal!“

Hört Gott unser Gebet? Ist er mit uns verbunden, wenn wir ihn anrufen? Die Bibel ist der festen Überzeugung: Ja. Der Psalm 4 bringt ein tiefes Vertrauen in Gottes Rufbereitschaft zum Ausdruck, auch wenn der erste Satz noch als Bitte formuliert ist: „Wenn ich rufe, gib mir Antwort, Gott meiner Gerechtigkeit!“ (Ps 4,2). Danach erinnert sich der Psalm an die bisher erwiesene Hilfe, er appelliert an unser Vertrauen und schlussfolgert: „In Frieden leg ich mich nieder und schlafe; denn du allein, HERR, lässt mich sorglos wohnen“ (Ps 4,9)

Auch ich denke nach über mein Leben und erkenne die vielfach erwiesene Hilfe. Ich deute es nicht als Glück, sondern als Gottes Wegbegleitung und Stärkung. Er hat mich immer erhört, meistens, indem er mir die Kraft gegeben hat, etwas zu schaffen, und mich zur richtigen Zeit an den richtigen Ort gestellt hat. So weiß ich, dass die Antwort Gottes auf meinen Anruf kein menschliches „Hallo?“ ist, sondern Hilfe, Wegbegleitung und Stärkung in meinem Leben.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 1. Woche, 29. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 22. Oktober

29. Sonntag im Jahreskreis Weltmissionssonntag

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlussegen (grün); 1. Les: Jes 45,1.4–6, APs: Ps 96,1 u. 3.4–5.7–8.9 u. 10abd, 2. Les: 1Thess 1,1–5b, Ev: Mt 22,15–21; **Messe für die Ausbreitung des Evangeliums, Gl, Cr, Prf So, feierl. Schlussegen** (grün); Les u. Ev v. Sonntag o. aus den AuswL

Montag – 23. Oktober

Hl. Johannes von Capestrano, Ordenspriester, Wanderprediger in Süddeutschland und Österreich
Messe vom Tag (grün); Les: Röm 4,20–25, Ev: Lk 12,13–21; **Messe vom hl. Johannes** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Dienstag – 24. Oktober

Hl. Antonius Maria Claret, Bischof v. Santiago in Kuba, Ordensgründer

Messe vom Tag (grün); Les: Röm 5,12.15b.17–19.20b–21, Ev: Lk 12,35–38; **Messe vom hl. Antonius Maria** (weiß); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

Mittwoch – 25. Oktober

Messe vom Tag (grün); Les: Röm 6,12–18, Ev: Lk 12,39–48

Donnerstag – 26. Oktober

Messe vom Tag (grün); Les: Röm 6,19–23, Ev: Lk 12,49–53

Freitag – 27. Oktober

Messe vom Tag (grün); Les: Röm 7,18–25a, Ev: Lk 12,54–59

Samstag – 28. Oktober

Hl. Simon und hl. Judas, Apostel
Messe vom Fest, Gl, Prf Ap, feierlicher Schlussegen (rot); Les: Eph 2,19–22, APs: Ps 19,2–3.4–5b, Ev: Lk 6,12–19

Vom Zolltisch berufen: Levi – Matthäus

Im Stammbaum Jesu im **Lukasevangelium** taucht Levi zweimal als Ahne Jesu auf: Lk 3,29 in der mittleren Königszeit (achtes Jahrhundert v. Chr.) und Lk 3,24 in der vierten Generation vor Jesus.

Nach der Argumentation des **Hebräerbriefs** ist Jesus Christus „Priester nach der Ordnung Melchisedeks“ (Hebr 7,11), der über der levitischen Priesterordnung steht, da die Leviten indirekt über Abraham Melchisedek den Zehnten entrichtet haben und damit seine Überlegenheit anerkennen.

Nach dem **Markusevangelium** (Mk 2,13–17) beruft Jesus einen Levi, Sohn des Alphäus, von einer Zollstelle weg in seine Nachfolge und speist daraufhin in seinem Haus zusammen mit „vielen Zöllnern und Sündern“. Damit erregt er Anstoß bei den „Schriftgelehrten der Pharisäer“, was Jesus zu der Aussage veranlasst: „Ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder.“

Auch der Apostel Jakobus gilt als Sohn des Alphäus (Mk 3,18 parr). Eigenartigerweise wird Levi nicht als dessen Bruder erwähnt. So streicht Lk 5,27 in seinem Bericht über die Berufung des Levi die Beifügung „Sohn des Alphäus“. Das **Matthäusevangelium** (Mt 9,9) ersetzt den Namen des Levi durch den des Matthäus, der in allen Apostellisten (auch bei Mk 3,18 parr; Apg 1,13) als einer der Zwölf genannt wird. Später wurde außer beim Kirchenschriftsteller Origenes († 254) Levi immer mit Matthäus identifiziert.

Matthäus leitet sich ab vom hebräischen Namen „Mattanah“, einer Kurzform von „Matitjah – Geschenk Jahwes“, was dem griechischen Namen Theodor entspricht.

In den Apostellisten (Mk 3,13–19; parr Mt 10,1–4/Lk 6,12–16) tauchen die Paare Matthäus und Thomas auf: bei Mk 3,18 und Lk 6,15 Matthäus an siebter, bei Mt 10,3 Matthäus (nach Thomas) an achter Stelle. In Apg 1,13 erscheint das Paar Bartholomäus und Matthäus (dieser an achter Stelle). Nur bei Mt 10,3 wird zu Matthäus die Berufsbezeichnung „Zöllner“ hinzugefügt.

„Als Jesus weiterging, sah er einen Mann namens Matthäus am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Und Matthäus stand auf und folgte ihm nach. Und als Jesus in seinem Haus bei Tisch war, siehe, viele Zöllner und Sünder kamen und aßen zusammen mit ihm und seinen Jüngern. Als die Pharisäer das sahen, sagten sie zu seinen Jüngern: Wie kann euer Meister zusammen mit Zöllnern und Sündern essen? Er hörte es und sagte: Nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Geht und lernt, was es heißt:



Die Berufung des heiligen Matthäus, Fenster der Kathedrale von Lincoln, um 1220.

Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer! Denn ich bin nicht gekommen, um Gerechte zu rufen, sondern Sünder“ (Mt 9,9–13).

In der Perikope über die Berufung eines Zöllners in die Nachfolge (Mk 2,13–17 parr Mt 9,9–13/Lk 5,27–32) heißt es bei Mk 2,14: Jesus sah „Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach!“ Bei Lk 5,27 heißt es: Jesus „sah einen Zöllner namens Levi am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach!“ Bei Mt 9,9 „sah er einen Mann namens Matthäus am Zoll und sagte zu ihm: Folge mir nach!“ Das Matthäusevangelium hatte das Markusevangelium als Vorlage, hat also bewusst den Namen „Levi“ durch „Matthäus“ ersetzt. Es ist nicht bekannt – wenn auch nicht ausgeschlossen –, dass Matthäus auch den Namen Levi trug. Wahrscheinlich hat der Evangelist Levi umbenannt und dann Matthäus in der Apostelliste als „Zöllner“ ausgewiesen, um diesen ansonsten unbekanntem Apostel mit einer Geschichte zu versehen.

Nach der Tradition ist Matthäus der Verfasser des nach ihm benannten Evangeliums. Gewährsmann ist Papias von Hierapolis († 163),

der seinerseits einen Presbyter aus der Zeit Jesu als Gewährsmann anführt: Matthäus habe die „Worte“ des Herrn in hebräischer „Sprache“ „verfasst“, die dann Leser ins Griechische „übersetzten“. Dagegen wird heute eingewandt, dass kein hebräischer Hintergrund des Evangeliums erkennbar ist. Doch wird allgemein angenommen, dass der Verfasser ein griechisch sprechender Judenchrist war.

Abt em. Emmeram Kränkl OSB

Was bedeutet Levi – Matthäus für uns heute?

Die Perikope von der Berufung des Levi – Matthäus klärt die Frage, wer zur christlichen Gemeinde gehören kann. Die Antwort lautet aufgrund dieser Berufungsgeschichte des Levi – Matthäus: Es gibt nicht die reine Gemeinde. Christliche Gemeinde ist keine Gemeinde der Vollkommenen und Gerechten, sondern (auch) eine Gemeinde der (bekehrten) „Sünder und Zöllner“. Jesus beruft sich dabei auf das Prophetenwort: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer!“ (Hos 6,6).

60 KILOMETER ÖSTLICH VON BERLIN

„Seelsorge“ auf dem Frisörstuhl

Ein polnisches Grenzdorf ist zu einem Ort europäischer Begegnung geworden

Drei Kundinnen warten an diesem Vormittag auf Bedienung. Und das kann dauern. Denn heute hat es besonders viele Besucher nach Osinów Dolny gelockt. Um einzukaufen, zu tanken – oder um sich preiswert in Polen die Haare machen zu lassen. Die 33-jährige Frisörmeisterin Renata Banatowa und ihre Kolleginnen haben gut zu tun.

Laut Wikipedia üben in Osinów Dolny von 200 Einwohnern 150 den Frisörberuf aus. In der katholischen Kirche des Ortes, der einst Niederwutzen hieß, herrscht ein reges Gemeindeleben: mit Gottesdiensten, Pfarrabenden und Prozessionen zu Ostern und Fronleichnam, wie man allein an den vielen ins Internet gestellten Bildern sehen kann.

Günstige Tankfüllung

Renata stammt aus Weißrussland und lebt seit etwa zehn Jahren in Osinów Dolny nahe der deutschen Grenze, rund 60 Kilometer östlich von Berlin. Mit Ehemann, Kindern und Zwergpudel Lulu bewohnt sie eine Plattenbauwohnung aus den 1970er Jahren, als Polen noch kommunistisch war und das Wohnen „im Block“ als Privileg galt – „vor allem, weil es dort Strom gab und fließendes, wenn auch nicht immer warmes Wasser“, berichten Zeitzeugen gerne. Doch sind diese Zeiten längst Geschichte und die Grenzen



◀ Die Frisöre im polnischen Grenzdorf freuen sich über Kunden aus Deutschland. Diese finden dort auch jemanden, dem sie ihre Sorgen anvertrauen können.

offen, was in Osinów Dolny vor allem Berliner Autofahrer der niedrigen Preise wegen für sich zu nutzen wissen. Den Liter Super gibt es hier für rund 1,35 Euro.

Seit einer halben Stunde erneuert Renata bei einer Kundin Dauerwelle und Tönung: für 70 Euro und damit deutlich weniger als in Deutschland. Die Kundin heißt Frau Urbanke, ist eine freundliche ältere Dame aus Finsterwalde in Brandenburg und hat auf den ersten Blick Ähnlichkeit mit Angela Merkel. Bloß, dass sie die „nie wählen würde“, erzählt Frau Urbanke, und dass die CDU in den letzten Jahren „viel falsch gemacht“ habe.

„Viele, zumeist ältere Kunden erzählen mir aus ihrem Leben und was sie von der Regierung halten“, berichtet Renata später. Frisörsalons sind immer auch ein Stückweit Seismografen gesellschaftlicher Stim-

mungen. Viele deutsche Rentner lebten allein, ohne Kinder, geschieden oder verwitwet, berichtet Renata. Und viele ließen daher bei einem Haarschnitt in Polen neben Geld auch gleich ein paar Sorgen da.

Immer öfter sehen sich Renata und ihre Kollegen in der Rolle eines Psychologen oder Lebensberaters – was aber auch seine positiven Seiten habe. „Denn dadurch konnten wir unser Deutsch verbessern“, sagt sie augenzwinkernd, während im Hintergrund ein polnischer Schlager läuft und eine Kollegin kehrt.

Renata arbeitet der Kinder wegen in Teilzeit und verdient relativ gut, sagt sie: manchmal 700 Euro netto, was in etwa dem Vollzeitlohn in einem polnischen Supermarkt entspricht. Wie Renata hat es viele ihrer Landsleute hierher verschlagen – um vor Diktatur und Armut zu fliehen. Jetzt befürchten sie, in Putins Krieg

hineingezogen zu werden; ebenso Usbeken, Georgier und Albaner, die mit Gartenmöbeln, einem Ölwechsel ohne Voranmeldung und preiswerten Mahlzeiten um deutsche Kunden buhlen.

Manche der Händler sprechen Englisch, erstaunlich viele gut Deutsch, was sich durch nahezu alle Bevölkerungsschichten beobachten lässt. „Futtern wie bei Müttern“ steht in großen Lettern über einer Imbissbude, daneben ein Parkplatz für die Fernbusse aus Berlin und Hamburg, die regelmäßig hier Halt machen.

Sie fühle sich in Polen wohl, sagt Renata. Ab und an fahre sie nach Deutschland, um einzukaufen. Viele Lebensmittel seien dort hochwertiger. Wegen der niedrigen Löhne in Polen würden die Konzerne bei industriell hergestellter Nahrung Abstriche bei den Zutaten machen, kritisiert Renata das Geschäftsgebaren polnischer Lebensmittelimporteure. Dann geht sie in den Nebenraum und kommt mit einer Dose Haarspray zurück.

Strengere Grenzkontrollen

Nach Osinów Dolny mitgekommen ist an diesem Vormittag auch Frau Urbankes Ehemann: zum Tanken und um sich eine neue Winterjacke zu kaufen, sagt er. Derweil seine Frau beim Frisör sitzt, lässt er sich draußen eine Bratwurst schmecken: zwei Stück mit Brot und Senf für umgerechnet 1,80 Euro. Den Becher Bier gibt es für 80 Cent. Aber nur wenige machen davon Gebrauch. Denn an der Grenze wird neuerdings wieder strenger kontrolliert. „Wegen illegaler Migration und Schiebereien in die Ukraine und nach Russland“, gibt ein Beamter der Bundespolizei auf Nachfrage zu verstehen. Alkoholtest inklusive, sobald ein Verdacht bestehe.

In der Gemeindeverwaltung von Osinów Dolny ist man froh über die vielen deutschen Kunden, heißt es in der Pressestelle. Dadurch flößen Steuern in die öffentlichen Kassen, was sich positiv auf die Infrastruktur auswirke. Auch wenn davon in Osinów Dolny wenig zu sehen ist. Das kann aber auch daran liegen, dass seit dem Ende des Kommunismus inzwischen mehr als 30 Jahre vergangen sind und vieles im Stadtbild auf eine zweite Sanierung wartet.

Benedikt Vallendar



▲ 150 von 200 Einwohnern arbeiten in Osinów Dolny als Frisöre.

Fotos: Vallendar

US-BUNDESSTAAT OHIO ENTSCHIEDET

Ein Grundrecht auf Abtreibung?

Lebensschützer mobilisieren Kräfte gegen einen umstrittenen Verfassungszusatz



▲ Lebensschützer feiern das Ende des umstrittenen Abtreibungs-Urteils „Roe v. Wade“.

Foto: KNA

WASHINGTON (KNA) – Eigentlich sollten Abtreibungsgegner in den USA seit der Aufhebung des umstrittenen Urteils „Roe v. Wade“, das Schwangerschaftsabbrüche jahrzehntlang erlaubte, Oberwasser haben. Das Gegenteil ist der Fall: Seit dem Ende von „Roe v. Wade“ befindet sich der Lebensschutz politisch in der Defensive. Ein Volksentscheid im Bundesstaat Ohio soll nun nach einer Reihe von Niederlagen endlich einen Sieg bringen.

Sechsmal stand das Thema Abtreibung im vergangenen Jahr zur Abstimmung in US-Bundesstaaten. Und egal, wie herum die Frage der Referenden formuliert war: Jedesmal verloren die Befürworter strikter Beschränkungen. Nicht einmal in Staaten wie Kansas, Kentucky oder Montana, die als besonders konservativ gelten, kamen sie überhaupt nur in die Nähe einer Mehrheit.

In diesem Jahr setzt sich die Negativserie fort. Zwar nicht bei Referenden, aber bei Wahlen für Richterposten und bei Nachwahlen. Die Demokraten verwandelten

diese mit Erfolg zu Stellvertreterentscheidungen über straffreien Zugang zu Abtreibung, der in republikanischen Staaten massiv beschränkt worden ist. Mangels eines nationalen Gesetzes fiel den Bundesstaaten mit dem Ende von „Roe v. Wade“ die Regelung von Schwangerschaftsabbrüchen zu.

Urteil wird erwartet

In dem alten Industriestaat Ohio unterzeichnete Gouverneur Mike DeWine eine Sechswochen-Fristenregelung, die wegen gerichtlicher Anfechtungen bis heute nicht in Kraft ist. Das kann sich ändern, sobald das Oberste Gericht des Bundesstaats den Fall „Preterm-Cleveland v. David Yosbis“ entschieden hat. Ende September hörten die Richter die Argumente der Parteien. Ein Urteil wird in Kürze erwartet.

Die Befürworter eines straffreien Zugangs zu Schwangerschaftsabbrüchen wollen mit einem Referendum im November über einen Verfassungszusatz dafür sorgen, dass Frauen unabhängig von dem Richterspruch bis zur Lebensfähigkeit

des Fötus außerhalb des Mutterleibs zwischen der 22. und 24. Woche abtreiben dürfen.

Die Abtreibungsgegner messen der Abstimmung mit Blick auf 2024, wenn der US-Präsident und der Kongress neu gewählt werden,

höchste Bedeutung zu. „Ohio ist der Vorbote einer Reihe anstehender Entscheidungen“, sagt die Präsidentin des „March for Life“, Jeanne Mancini, deren Organisation für den Lebensschutz mobilisiert. „Deshalb fokussieren wir auf Ohio. Der Staat kann den Maßstab setzen.“

Mancini und andere Abtreibungsgegner zeigen sich optimistisch, dass ihre Chancen dort besser stehen als bei den Referenden in anderen Staaten. Während 2022 gleich sechs Abstimmungen anstanden, können die Lebensschützer ihre Ressourcen diesmal auf ein einzelnes Referendum konzentrieren. Außerdem haben sie einen populären Gouverneur und einen Secretary of State an ihrer Seite. Letzterer, Frank LaRose, ist als Nummer drei der politischen Hierarchie in US-Bundesstaaten für die Durchführung des Referendums zuständig.

Die Befürworter des Verfassungszusatzes für eine Fristverlängerung bis zur 24. Woche geben sich gelassen. „Wir werden uns im November durchsetzen“, erklärte Sri Thakkilapati vom Abtreibungsanbieter Preterm, der den Bundesstaat vor dem Obersten Gericht verklagt hatte. In einer Erhebung vom Sommer unterstützten 60 Prozent der Wähler den Verfassungszusatz. Die Lebensschützer müssen also noch eine Menge Überzeugungsarbeit leisten, damit sie nicht zum siebten Mal in Folge scheitern. Und mit ihnen der Schutz des menschlichen Lebens.

Thomas Spangl/red



▲ Der Republikaner Mike DeWine ist seit 2019 Gouverneur des Bundesstaats Ohio. Ein von ihm unterzeichnetes Gesetz, das Schwangerschaftsabbrüche erheblich einschränken soll, ist bisher nicht in Kraft. Ein Gerichtsurteil dazu wird in Kürze erwartet.

NACH DEM HAMAS-ÜBERFALL

Der Nahe Osten in Neukölln

Terror-Jubel, Hetze und der Versuch einer schulischen Auseinandersetzung



▲ Auf den Straßen von Berlin-Neukölln bekunden Demonstranten ihre Solidarität mit Palästina. Aus dieser pro-palästinensischen Haltung erwächst mitunter eine Unterstützung des Hamas-Terrors. Foto: Imago/Jürgen Held

BERLIN (KNA) – Es sind Szenen, die viele Menschen verstören: In den Straßen des Berliner Problem-Bezirks Neukölln feiern Migranten den Terror der islamistischen Hamas. Der Überfall auf Israel stellt nicht nur die Polizei, die pro-palästinensische Kundgebungen überwachen oder ihr Verbot durchsetzen muss, vor Probleme. Auch in Schulen spiegelt sich der Nahostkonflikt wider.

An der Rütli-Schule in Neukölln zum Beispiel, einer Gemeinschaftsschule, an denen die meisten Schüler Muslime und arabischer Herkunft sind. Die Schule war einst als Problemschule bundesweit berüchtigt. Ein neues Unterrichtskonzept sollte die Konflikte entschärfen. Es umfasst eine Stunde „Glauben und Zweifeln“, Arabischunterricht, einen Kurs, der sich mit Israel und Palästina beschäftigt – und Fahrten in den Nahen Osten.

An der Rütli-Schule ist man mit dem Konflikt vertraut. Am Montag nach dem blutigen Angriff der Hamas gab es vor dem Unterricht eine außerordentliche Dienstbesprechung, wie mit dem Terror umzugehen sei. „Der ist bei meinen Schülern omnipräsent“, sagt Geschichtslehrer Mehmet Can. Im Gegensatz etwa zu einem Gymnasium im Osten Berlins: Dort hätten im Geschichtsleistungskurs nur zwei Jugendliche von der Eskalation gehört, habe ihm eine Kollegin erzählt.

Laut Bundeselternrat bereiten sich die Schulen bundesweit auf Konflikte als Reaktion auf den Angriff auf Israel vor. So wurden etwa in Thüringen, das nach den Herbstferien wieder in den Unterricht gestartet ist, vom Bildungsministerium eine Handreichung und ein Leitfaden für Lehrer vorbereitet, sagt die Vorsitzende des Verbands, Christiane Gotte. In dem Bundesland leben zahlreiche jüdische Ukrainer, die nach Deutschland geflohen sind.

Frustration und Hoffnung

Lehrer Can, der kürzlich gemeinsam mit den Rütli-Schülern den Comic „Mehr als 2 Seiten“ zu einer gemeinsam unternommenen Israelreise herausgab, beschreibt, wie er den Unterricht seit dem Angriff erlebt: „Frustration und Hoffnung liegen nur eine Schulstunde voneinander entfernt.“ Seine zehnte Klasse zum Beispiel habe ihn schockiert: Da rechtfertigten viele den Angriff „als Rache für die vermeintlichen Verbrechen der Israelis“.

Dies hörten seine Schüler im Internet und in arabischsprachigen TV-Sendungen, sagt Can. Manchmal geschehe das auch subtil: „Zum Beispiel gibt es eine arabische Influencerin, die Kochrezepte promotet und nach dem Angriff der Hamas Lebensmittel mit Palästina-Fahnen verteilte, um die Attacke zu feiern.“ Andere Schüler bezweifelten die Gräueltaten. „Sie glauben,

das sind ‚Fake News‘, weil das nicht mit ihrem Bild vom Islam übereinstimmt.“

Anderes habe ihm aber auch Hoffnung gemacht, sagt der Lehrer. In seinem Leistungskurs Geschichte sei zwar kontrovers, aber sachlich diskutiert worden. „Und als einer das Massaker als Verteidigung Palästinas erklären wollte, entgegnete ein anderer, was man denn verteidige, wenn man über 200 Besucher eines Musikfestivals ermorde.“

Ähnliche Erfahrungen hat der Duisburger Theaterpädagoge Burak Yilmaz gemacht. In seinen Gesprächen mit muslimischen Jugendlichen seien Wut auf Israel, aber auch Scham über den Angriff zu spüren. „Es ist widerlich, wenn selbst ernannte Imame im Internet dazu aufrufen, das Massaker zu feiern, sonst sei man kein echter Muslim.“

Der Pädagoge geht an Schulen und versucht im Internet, den Bildern und Parolen etwas entgegenzusetzen. „Wenn ich 14 wäre und auf diesen Kanälen abhängen würde, würde mich das sehr in den Bann ziehen“, räumt er ein. „Wir müssen auch digital gegen Islamismus kämpfen.“ Es sei ein großes Problem, dass die Jugendlichen über Freunde oder die Familie kaum andere Perspektiven kennenlernten.

Auch Lehrer Can will sich weiter dafür engagieren, den Jugendlichen Gegenstimmen aufzuzeigen, damit sie sich ein fundiertes Urteil bilden können – „auch wenn es nur in kleinen Schritten geht. Es sind Jugendliche, denen gestehe ich zu, solche Sachen zu äußern – so schwer es manchmal zu ertragen ist. Bei Erwachsenen bin ich nicht so nachsichtig“, stellt der 42-Jährige klar.

Die Lehrer des Campus Rütli boten nach dem Terror eine Schweigeminute an – in der sowohl der Toten des Massakers als auch der Zivilisten auf palästinensischer Seite gedacht wurde. Sie setzen dabei auf die Empathie der Schüler, betont Mehmet Can: „Der Angriff am Wochenende war ein unvorstellbar brutaler Pogrom. In dieser aufgeheizten Stimmung dringen wir mit Sachargumenten aber nicht durch. Wir müssen auf die grundlegenden Tatsachen reduzieren: dass die Hamas israelische Zivilisten – Männer, Frauen, Kinder und Babys – ermordet hat.“ *Nina Schmedding/fred*

Einen Kommentar zu dem Thema lesen Sie auf Seite 8.

Leserbriefe

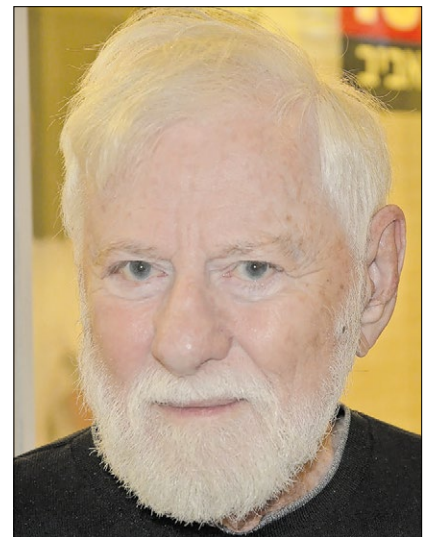
Für Frieden werben

Zu „Er war ein politischer Visionär“ in Nr. 36:

Von dem Interview zu Uri Avnery war ich sehr berührt! Dass man nicht mehr in der Lage sei, mehr als 200 Menschen auf die Straße zu bringen – dies sollte nicht mutlos machen! Jesus beugte Depression und Resignation vor, indem er sagte: Wenn zwei oder drei Personen in meinem Namen versammelt sind, dann bin ich mitten unter ihnen.

Meinen persönlichen Lebensauftrag sehe ich auch darin, für Gottes Frieden zu werben. Mein Vater war im Zweiten Weltkrieg der einzige Überlebende seiner Kompaniekameraden. Deshalb werde ich nicht für Waffenproduktion werben. Ich rufe den „eigentlich Mächtigen“ zu: „Hey Boss, ich brauche mehr Frieden!“

Albert Groß, 70597 Stuttgart



▲ Uri Avnery († 2018) war einer der bekanntesten Friedensaktivisten Israels.

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.



▲ Bergleute lassen am 7. November 1963 die Dahlbusch-Bombe, eine Rettungskapsel, in das Bohrloch, um damit die eingeschlossenen Bergleute zu bergen.



▲ Retter mit einem der geborgenen Bergleute. Zum Schutz vor dem Licht, an das er sich nach zwei Wochen unter Tage erst gewöhnen muss, trägt er eine Sonnenbrille.

GRUBENUNGLÜCK VOR 60 JAHREN

Zwei Wochen Überlebenskampf

Das „Wunder von Lengede“ ging in die Geschichte ein – Ein Bergmann erinnert sich

HANNOVER/LENGEDE – Bei seiner rasanten Einfahrt auf 100 Meter Tiefe ahnt Starkstrom-Monteur Adolf Herbst am 24. Oktober 1963 nicht, dass er lange kein Tageslicht mehr sehen wird. Zwei Wochen lang war Herbst beim Grubenunglück im niedersächsischen Lengede in der Tiefe eingeschlossen. 60 Jahre später ist der 80-Jährige der letzte Überlebende des „Wunders von Lengede“ und wird nicht müde, seine Erinnerungen minutiös zu teilen.

„Man muss es erzählen und irgendjemandem kann man damit vielleicht helfen“, sagt Herbst. Er sitzt in seinem Wohnzimmer in einer Wohnung in Hannover, neben sich im Rollstuhl seine pflegebedürftige Frau. Vor sich hat er einen Ordner mit Erinnerungstücken ausgebreitet. Neblich und frostig sei es am dem Morgen damals gewesen, als er zum Schacht lief, sagt er und schüttelt dabei unwohl seine Schultern.

Donnerstag, 24. Oktober 1963: Seit fast einer Woche schon ist der 20-Jährige im Schacht Mathilde im Eisenerz-Bergwerk bei Peine damit beschäftigt, eine Pumpe zu reparieren. Am nächsten Tag will er die Arbeit abschließen und sich in Hannover verloben. Daher bleibt er an diesem Donnerstag länger als geplant unter Tage. Nach mehr als zehn Stunden ist er fertig.

„Ich war froh. Endlich kannst du raus“, erinnert er sich an den Moment um kurz vor 20 Uhr, als er sich auf den Weg zum Förderkorb macht. „Da habe ich schon einen

un glaublichen Druck auf den Ohren gespürt.“ Etwa zur gleichen Zeit bricht unweit der Schachanlage ein Klärteich ein. Rund 500 000 Kubikmeter Wasser stürzen in die Grube. Insgesamt 129 Bergleute sind bei der Arbeit, 79 können sich retten.

Panische Flucht

Herbst kennt keinen der Männer, die ihm panisch entgegenlaufen, und steigt mit anderen in eine Lok, die weiter nach oben fährt. Als die nicht mehr weiter kommt, versucht er, hinter den flüchtenden Männern herzulaufen, die vor ihm im Dunkeln verschwinden. „Das Wasser kam in Kniehöhe in voller Breite mit einem riesigen Druck durchgeschossen.“ Auf Förderbändern suchen die Bergleute den Weg weiter nach oben.

Die Geschichte des Unglücks wird in dem von Professor Gerd Biegel gestalteten Museum „Wunder von Lengede“ im alten Verwaltungsgebäude der Grube dokumentiert. „Wichtig ist es, mithilfe von Fakten aus dem Wunder eine Erinnerung zu schaffen“, sagt der Historiker. Auch durch die Live-Berichterstattung von mehr als 500 Journalisten vor Ort erlangt das Unglück weltweite Berühmtheit.

Herbst und 20 weitere Männer finden Zuflucht in einem stillgelegten, ungesicherten Stollen, einem so genannten Alten Mann. In den ersten Tagen werden sieben Bergleute gerettet. Mehr als eine Woche später befördert eine Transportkapsel drei weitere Männer ans Tageslicht. Die

übrigen 40 Vermissten, darunter Herbst, werden für tot erklärt. Neun Tage nach der Katastrophe werden die Sucharbeiten offiziell eingestellt. „An dieser Stelle war für uns das Leben beendet“, sagt Herbst.

Während in Lengede eine Trauerfeier für die vermeintlich Verstorbenen vorbereitet wird, kämpfen die 21 Männer im „Alten Mann“ in völliger Dunkelheit ums Überleben. Die herabfallenden Gesteinsbrocken sind oft tödlich, und die Hilfeschreie geben sie bald auf. „Das war das Schlimmste, immer mit dieser Angst und Gefahr zu leben, dass sich die nächste Platte über deinem Kopf löst“, sagt Herbst. Die Männer führen Abschiedsgespräche. Als alles gesagt ist, beten sie. „Wenn es zum Ende hingeht, ist der Glaube der letzte Anker, den man hat.“

Am zehnten Tag können Bergleute über Tage die Grubenleitung überzeugen, eine Suchbohrung im „Alten Mann“ zu starten. Der berechnete Bohrpunkt liegt auf Schienen und wird um zwei Meter verschoben, die Bohrung driftet um etwa zwei Meter ab. Sie trifft trotzdem wie durch Zufall auf den Hohlraum mit den Männern.

„Schlagartig kam Wasser runter“, sagt Herbst und deutet dabei auf seinen Kopf. Alle sind überzeugt, dass sie nun doch ertrinken werden – bis sie das rettende Rohr ertasten. Für Herbst dauert es eine gefühlte Ewigkeit, bis ein Bergmann ein Messer aus seinem Stiefel bekommt, um damit lautstark gegen das Rohr zu schlagen: Sie müssen ein Lebenszeichen senden, bevor es wieder weggezogen wird.



▲ Der Pressezeichner Helmuth Ellgaard hat die Rettung der eingeschlossenen Bergleute durch die Dahlbusch-Bombe in einer Zeichnung festgehalten.



▲ Einer der geretteten Bergleute steigt aus einer Druckkammer, in der er dekompriert wurde, beobachtet von den an der Rettungsbohrung beteiligten Arbeitern.

Minuten voller Verzweiflung folgen, bis nach kurzer Zeit eine Lampe herabgelassen wird, sagt Herbst, während er die Bewegung von oben nach unten nachahmt. „Das war, als ob einer ein Licht und damit das Leben anschaltet“, ergänzt der Elektriker: „Wir waren dem Tod geweiht und einer macht ‚Klack‘, ihr seid noch nicht dran.“

Zur gleichen Zeit findet die Trauerfeier statt. Dem Pastor wird in der Kirche die Nachricht der elf Überlebenden überbracht. Die Männer werden über das schmale Rohr mit Lebensmitteln und Kleidung versorgt. Erst mithilfe eines Kompressors aus Belgien gelingt die etwa 50 Zentimeter breite Rettungsbohrung.

Ein zweites Leben

Herbst wird als Vierter mit der sogenannten Dahlbusch-Bombe in rasantem Tempo nach oben befördert. Fotos zeigen, wie der 20-Jährige mit Sonnenbrille aus der Kapsel getragen und in einen Rettungswagen gebracht wird. Dort schließt er seine künftige Ehefrau in die Arme. „Da war für mich die Welt in Ordnung,



▲ Adolf Herbst – hier 2010 in einer Fernsehsendung – überlebte das Unglück.

denn da begann mein zweites Leben.“

Herbst, der letzte Zeitzeuge, will an die mutigen Retter, aber auch an die Verunglückten erinnern. „29 Männer haben es nicht geschafft, weil andere nicht aufgepasst haben.“ Für ihn sei es schmerzlich, dass das Unglück bis heute nicht aufgeklärt ist, kein Verantwortlicher benannt wurde und sich keiner dafür entschuldigte. Die Staatsanwaltschaft Hannover legte den Fall nach jahrelangen Verfahren zu den Akten.

Der Klärteich sei am 1. Oktober 1963 betriebsbereit gewesen, weiß Herbst. „Am 24. Oktober saßen wir in der Falle.“ Für Historiker Biegel wird diese moralische Frage nicht im Museum beantwortet. Es sei aber ein Aufruf an die Wissenschaft, die Fragen nach den Ursachen und der Verantwortung zu erforschen.

Eröffnung des Museums

Etwa 50 Meter neben dem Museum, an der Stelle, wo Herbst und zehn weitere Männer aus der Tiefe geholt wurden, erinnert eine Gedenkstätte an das Unglück und die Verstorbenen. Auch in diesem Jahr wird es neben der Museumseröffnung am 24. Oktober dort eine Gedenkfeier geben. Die Grube in Lengede wurde in den 1970er Jahren stillgelegt.

Den 7. November, den Tag der Rettung, feiert Herbst stets wie seinen zweiten Geburtstag. Von einem der Bohrmeister hat er sich einen Bohrkopf der Suchbohrung geben lassen und in dem schweren, eisernen Guss eine Kerze befestigt. Diese entzündet er einmal im Jahr.

Lengede begleite das Ehepaar in seiner fast 60-jährigen Ehe ständig, sagt Herbst und blickt seine Frau an. „Jedes Jahr, wenn es wieder frostig und neblig wird, sagen wir, es ist wieder Lengede-Zeit.“

Charlotte Morgenthal

FEIERN IN MÜNCHEN UND JENA

Sternstunde der Technik

Seit 100 Jahren zeigen und erklären Planetarien das Universum und den Platz des Menschen darin

MÜNCHEN/JENA – Die Planetarien in aller Welt feiern Jubiläum: Am 21. Oktober 1923 wurde der weltweit erste Sternenprojektor im Deutschen Museum in München präsentiert. Eine erste öffentliche Präsentation fand 1924 in Jena statt. Am 7. Mai 1925 nahm das Planetarium im Deutschen Museum den Regelbetrieb auf.

Die Eröffnung der Jubiläumsfeiern findet an diesem Samstag im Deutschen Museum in München und zeitgleich im Zeiss-Planetarium in Jena statt. Weltweit gibt es rund 4000 Planetarien, in denen das Universum mittels Projektionstechnik anschaulich erklärt wird. „Sie zeigen und erklären das Universum und unseren Platz darin“, heißt es in einer Mitteilung des Deutschen Museums. Besucher können wie in einem Raumschiff durchs All reisen und seine Weite erleben.

„Tore zum Weltall“

Schirmherr der Feiern ist Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier. Er werde die gesamte Jubiläumszeit begleiten, heißt es. Mit der Schirmherrschaft würdige der Präsident Planetarien als außerschulische Lernorte und „Tore zum Weltall“, sagt Björn Voß, Präsident der Gesellschaft deutschsprachiger Planetarien. Das Jubiläum wird rund um den Globus bis 7. Mai 2025 begangen – also bis zum Jahrestag des Beginns des Regelbetriebs im Münchner Planetarium.

Eine Sonderausstellung im Deutschen Museum erinnert bereits seit Mai an die Weltpremiere von 1923: Zu sehen sind der damals verwendete Sternenprojektor und weitere besondere Exponate. Dazu zählen etwa das Habermehl-Astrolabium, eine drehbare Sternkarte aus dem 16. Jahrhundert, und mehrere Himmelsgloben. Unter der Zehn-Meter-Kuppel des Museums gibt es regelmäßige Vorführungen zum Sternenhimmel über München.

Museumsgründer Oskar von Miller (1855 bis 1934) sei die Astronomie sehr wichtig gewesen, sagt Kurator Christian Sicka. „Für die Erklärung des Fixsternhimmels und des Sonnensystems wollte von Miller etwas bisher noch nie Dagewesenes schaffen.“ Mit den bei der Firma Zeiss in Auftrag gegebenen Planetarien sei den Ingenieuren ein Meisterwerk der Technik gelungen. Von München habe sich die Innovation über den ganzen Globus verbreitet.

Bei der ersten künstlichen Darstellung eines Sternenhimmels erzeugten nach Museumsangaben 31 Projektoren 4500 Fixsterne. Heute können rund 7000 Fixsterne sowie die Milchstraße mit rund 1,7 Milliarden Sternen in die Kuppel projiziert werden. Für astronomisch korrekte Bewegungen sorgt nicht mehr eine Mechanik mit einer Vielzahl von Zahnrädern, sondern ein Computer-Programm. *KNA/epd*

Informationen

zum Jubiläum finden Sie im Internet: planetarium100.org/de.



▲ Die Projektionen an der Kuppel des Zeiss-Planetariums in Jena zeigen, was heutzutage technisch möglich ist. Foto: Konrad Rubin/Robert Sawallisch

Stattlicher Mann mit Rückenschmerzen

Nach Zweifeln an ihrer Echtheit wurden die Gebeine des heiligen Ulrich im Jahr 1762 erhoben, ärztlich untersucht und in einen Barockschrein umgebettet. Anlässlich der Restaurierung des Schreins im Jahr 1971 gab es eine erneute ärztliche Begutachtung der Gebeine.

Was dabei so alles ans Licht kam, lesen Sie im Originalbericht der Untersuchung in der Multimedia-Reportage unter: www.heiliger-ulrich.de



Der heilige Ulrich
MultimediaReportage
www.heiliger-ulrich.de





▲ Im Osnabrücker Rathaus wurde der Friedensschluss besiegelt. Im Friedenssaal (rechts) erinnern Bildnisse an die vielen Protagonisten des Kongresses.

Fotos: Thiede

HISTORISCHES ABKOMMEN

Der Frieden hat viele Gesichter

Diözesanmuseum Osnabrück zeigt Sonderschau zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs

OSNABRÜCK – Der Westfälische Frieden hat viele Köpfe. Das verdeutlicht allein schon der Besuch der Friedenssäle in den historischen Rathäusern von Münster und Osnabrück, an deren Wänden die gemalten Porträts von Herrschern und Friedensgesandten hängen. Die dem Jubiläum in Osnabrück gewidmete Sonderausstellung heißt denn auch nicht unpassend „Dem Frieden ein Gesicht geben“.

Der von 1643 bis 1648 tagende Friedenskongress sollte den Dreißigjährigen Krieg beenden, der seit 1618 auf dem Boden des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wütete. Den Kriegsgräueln, Hungersnöten und Seuchen fielen etwa sieben Millionen Menschen zum Opfer. Auch während die Gesandten verhandelten, ging der Krieg weiter. Erst mit der Unterzeichnung der Friedensverträge am 24. Oktober 1648 in Münster ruhten die Waffen.

Wie es dazu kam, erzählt die Sonderschau in Osnabrücks Diözesanmuseum. Sie stützt sich auf die Auswertung von Briefen und Tagebüchern der Gesandten, präsentiert Porträts der Akteure, Dokumente, Objekte und Texttafeln. Den Kamm aus Elfenbein, der traditionell Karl dem Großen zugeschrieben wird, begutachteten und kommentierten schon die an Sehenswürdigkeiten interessierten Kongressteilnehmer.

Edle Stoffe und Tafelsilber verweisen darauf, dass seinerzeit standesgemäße Repräsentation eine unabwendbare Verpflichtung war.

Mit Handschlag besiegelt

Die von einem Gesandten am 6. August 1648 gezeichnete Sitzordnung beim Osnabrücker Friedensschluss dokumentiert ein äußerst differenziertes Rangdenken. Da die Schweden den Vertrag erst unterzeichnen wollten, wenn auch der Frieden zwischen Kaiser und Frankreich unterschrittsreif war, behielten sich die ranghöchsten Teilnehmer damit, den Osnabrücker Vertrag vorläufig mit einem Handschlag zu „besiegeln“.

Prunkstück der Ausstellung ist das kaiserliche Exemplar des in Münster unterzeichneten Friedensvertrags. Es trägt den zeittypisch recht sperrigen Titel „Friede zwischen Kaiser Ferdinand III. und den deutschen Reichsständen einerseits und Köni-

gin Christina von Schweden andererseits, 24. Oktober 1648“.

Die Sonderschau dehnt sich auf weitere Standorte in Osnabrück aus. Sie führt in die Kirchen, in denen die Gesandten dem Gottesdienst beiwohnten und sich zu den Sehenswürdigkeiten führen ließen. Die Katholiken feierten Gottesdienst im Dom und der Johanniskirche. Die Protestanten gingen in die Katharinenkirche und in die Marienkirche, in der der vom schwedischen Ge-

sandten Johan Axelsson Oxenstierna und seiner Gemahlin gestiftete Abendmahlskelch ausgestellt ist.

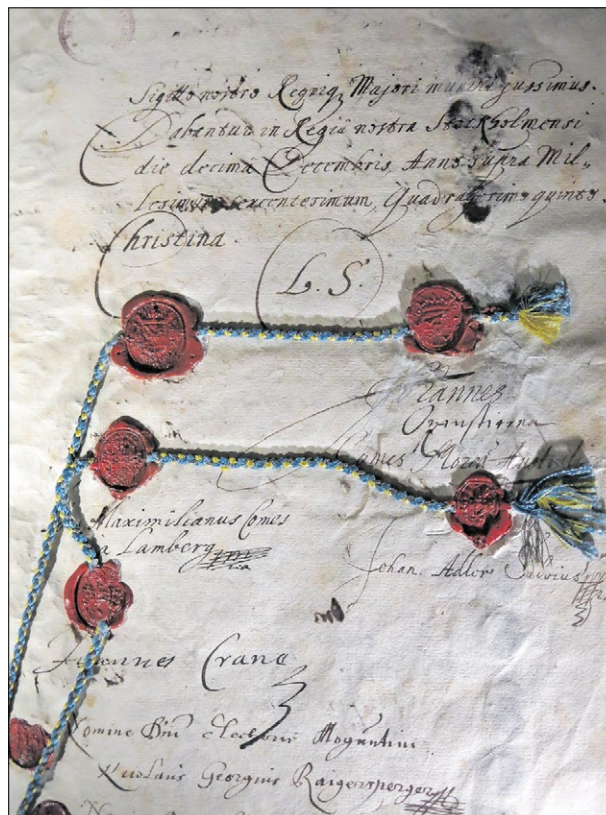
Obwohl gemischtkonfessionell, betrachtete sich Osnabrück als lutherische Stadt und wurde deshalb von den Schweden als Verhandlungsort ausgewählt. Der Westfälische Friede trug dem Fürstbistum eine in Deutschland einzigartige Sonderregelung ein: Abwechselnd war der Landesherr ein katholischer Fürstbischof und ein Mitglied des protestantischen Herrscherhauses der Welfen.

Im Friedenssaal des Osnabrücker Rathauses begegnet der Besucher Oxenstierna, seiner Königin Christina, König Ludwig XIV. von Frankreich, Kaiser Ferdinand III., seinem Hauptgesandten Maximilian Graf von Trauttmansdorff und Weinsberg sowie über 30 weiteren Kongressteilnehmern.

Deren Brustbilder beschaffte sich der Stadtrat auf sparsame Weise: Er stellte die Leinwand und bat die Kongressteilnehmer, ihr Porträt von Anselm van Hulle oder einem seiner Mitarbeiter anfertigen zu lassen, es selbst zu bezahlen und der Stadt Osnabrück zu schenken.

Veit-Mario Thiede

Detailaufnahme des Friedensvertrags zwischen dem Kaiser und den Schweden.



Informationen

zur Sonderschau im Internet:
www.westfaelischerfrieden-os.de

ROSKILDE UND LEJRE

Wo die Wiege Dänemarks stand

Von Sarkophagen, Silberschätzen und archäologischen Sensationen auf Seeland

Roskilde ist Dänemarks alte Königsstadt. Vor rund einem Jahrtausend residierten hier Bischöfe und Herrscher der Nordmänner. Heute ist die Region um das Städtchen, das rund 30 Kilometer westlich von Kopenhagen liegt, ein beliebtes Ferienziel, gerade im Herbst.

Schon der Name klingt nach Erholung: „Fjordlandet“. Und tatsächlich sorgt auch der Blick auf den friedlichen Roskilde-Fjord für Entspannung. Sportliche Dänen baden hier, auf der Insel Seeland, auch im Winter im sauberen Fjordwasser. Und besonders gerne tun sie das an Roskildes Veddelev-Strand. Vielleicht wärmen sich einige anschließend in einem der nahen Reetdachhäuser wieder auf. Diese traditionellen Häuser sind im Fjordlandet noch ziemlich verbreitet.

Die Spuren der Besiedlung reichen bis in die Steinzeit zurück. Die Wikinger, die einst am Roskilde-Fjord sesshaft wurden, sind besonders präsent. Die meisten Besucher widmen sich jedoch zunächst der schönen Stadt Roskilde und ihrem gotischen Dom, der Domkirche genannt wird. Das erhabene Gotteshaus, errichtet aus angeblich 2,5 Millionen Backsteinen, wurde um 1280 fertiggestellt und war die erste Backsteinkirche Skandinaviens.

Bis zum Einzug der Reformation 1536 war dieser Dom Seelands katholische Bischofskirche. Insgesamt verkörpert er nun 800 Jahre Geschichte und gehört seit 1995 zum Unesco-Weltkulturerbe. Wer in den Dom hinein möchte, muss sich jedoch mitunter gedulden. Vor allem an Wochenenden geben sich die Brautpaare die Klinke in die Hand. Erst nach den Gottesdiensten und Trauungen wird eine kleine Pforte für die Schaulustigen geöffnet.

Stauend gehen dann alle durch das Gotteshaus bis zum Hochaltar, den ein Retabel aus Amsterdam schmückt, welches das Jesu Leben schildert. Doch bald eilen die meisten weiter in die Anbauten, um die Sarkophage von bisher 40 Regenten zu sehen. Dort ruht seit dem 15. Jahrhundert Dänemarks Geschichte und macht diesen Dom zur wichtigsten Kirche des Landes.

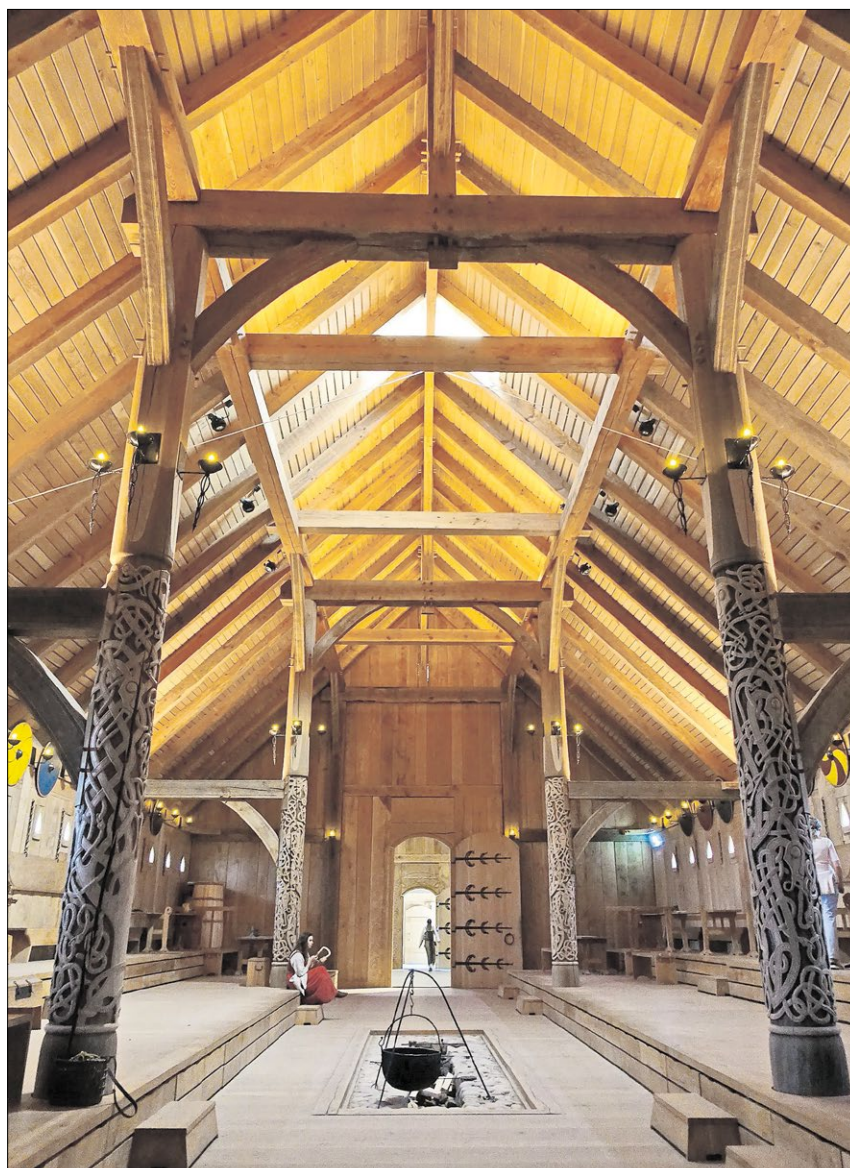
Besonders bewundert wird der Sarkophag von Margrethe I. (1353 bis 1412), auf dem sie liegend als junge Frau abgebildet ist. Dieser

Grablege-Brauch wird bis heute fortgesetzt: Von 2003 bis 2018 hat der Bildhauer Bjørn Nørgaard bereits an dem „Sarkofag“ gearbeitet, in dem die jetzige Königin Mar-

grethe II. dereinst ruhen wird. Rund 3,9 Millionen Euro soll er gekostet haben. Er steht schon in der St.-Birgitta-Kapelle, kann aber noch nicht besichtigt werden.



▲▼ Die rekonstruierte hölzerne „Königshalle“ im „Sagnlandet“ in Lejre ist die größte in Dänemark. Das Original stammt aus der Wikingerzeit. Fotos: Wiegand



Vor einem Café, das nur ein paar Schritte entfernt ist, genießen viele Menschen die Herbstsonne. Dass auf der Treppe daneben ein weißes Skelett sitzt, stört niemanden. Es ist aus Plastik. Die Treppe am Turm der Laurentiuskirche führt in ein kleines Büro, in dem Met nach Wikingerart und Tickets für den Besuch der Kirche verkauft werden. Von ihr ist außer dem Turm nur das Untergeschoss erhalten. Dort ist neben Mauer- und Altarresten auch ein echtes Skelett zu sehen.

Schlanke Menschen winden sich die enge Wendeltreppe empor, um vom Turm auf den Marktplatz und den Dom zu schauen. Der wurde über einem Vorgängerbau errichtet, den wahrscheinlich Harald Blauzahn (911 bis 987), der tatkräftige und 970 getaufte Wikinger-König, begründet hatte. Beweise dafür gibt es keine. Auch nicht für die These, der in einer Schlacht gegen seinen aufständischen Sohn Sven schwer verwundete König habe in dem damaligen Gotteshaus seine letzte Ruhe gefunden.

Fünf Wikingerschiffe

Von Roskildes „Domkirche“ führt ein Weg von der Vermutung zur historischen Realität: direkt hinunter zum Wikingerschiffsmuseum, das 1969 am Fjord errichtet wurde. Anlass war der Fund von fünf Wikingerschiffen, die 1962 bei Skuldelev im Roskilde-Fjord gehoben wurden. Um die Stadt vor Angriffen zu schützen, hatte man die mit Steinen beschwerten Schiffe in der Hauptfahrrinne versenkt. Nun sind die restaurierten Relikte dieser Schiffe in einer Halle aufgereiht.

Der Star ist jedoch draußen zu finden und hat tatsächlich Wasser unterm Kiel. Es ist das nachgebaute Kriegsschiff „Sehengst von Glendalough“. 80 Krieger hatten einst auf dem 30 Meter langen Vorbild Platz. Das Original, das in Irland entstand, muss über die Wellen galoppiert sein und die Bewohner der angesteuerten Orte in Angst und Schrecken versetzt haben. Nun tummeln sich nur noch neugierige Besucher auf dem Wellenreiter. In Holzbauten an Land können Eltern und Kinder Spielzeug-Boote basteln oder in einem abgegrenzten Stück auf dem Fjord herumfahren.

Rund zehn Kilometer von Roskilde entfernt liegt Lejre mit dem



▲ Am Roskilde-Fjord liegt der „Sehengst von Glendalough“, die Rekonstruktion eines 30 Meter langen Wikingerschiffs. Das Bild rechts zeigt eine kleine Odin-Figur aus Lejre.



▲ Met gilt als typisches Getränk der alten Wikinger.

Vom Sagenland führt ein Pfad hinunter zum „Lejre Museum“. Es hütet Dänemarks größten Silberschatz: den „Mannerupskatten“ aus der Spätantike, der 2012 gefunden wurde. Der Fund besteht aus rund 3000 Münzen, Ringen, Barren und anderen Silberstücken mit einem Gesamtgewicht von etwa sieben Kilo. Auch eine unweit entdeckte winzige Figur des nordischen Gottes Odin ist im Museum zu sehen.

Eine neue Königshalle

In den zurückliegenden drei Jahrzehnten häuften sich im Raum Lejre die Ausgrabungen. Auch Gräber aus der Wikingerzeit wurden gefunden. Als schließlich 2009 die Relikte einer riesigen Königshalle auftauchten, wurden Archäologen und Architekten mobil. Nach intensiven Forschungen errichteten sie auf einem Hügel nahe Alt-Lejre im „Sagnlandet“ eine neue Königshalle. Es ist die größte Dänemarks.

Rund 1000 Tonnen Eichenholz haben Spezialisten bei der originalgetreuen Rekonstruktion verbaut. Die gesamte Halle mit einer Grundfläche von über 600 Quadratmetern ist ein Beispiel für die staunenswerte Handwerkskunst und Architektur der Wikinger, die mit einfachen Werkzeugen buchstäblich Großes schufen. Ihrer touristischen Bestimmung übergeben wurde die neue Königshalle am 17. Juni 2020 durch Königin Margrethe II.

In Scharen kamen seither die Besucher in den historischen Erlebnispark. Das Programm, das auch die Steinzeit umfasst, wird von Archäologen verantwortet. Nun können sich die Kinder in der Halle einen eisernen Wikingerhelm auf den Kopf setzen. Er ist richtig schwer, und nur Menschen mit kräftigen Hals- und Nackenmuskeln könnten ihn längere Zeit tragen. Die Wikinger, häufig noch mit Schutzpanzern

versehen, müssen starke Krieger gewesen sein.

Derweil spielt und singt eine junge Künstlerin in der Tracht der frühmittelalterlichen Dänen alte Weisen. Sie nennt sich Idun – nach der nordischen Göttin der Jugend. Während die Klänge ihrer Lieder noch nachhallen, wartet bereits der Bus, der zur Herslev Kirke fährt.

Im Herslev Bryghus braut man Bier mit Gerstenmalz aus eigenem Anbau und aromatisiert einige Sorten mit Früchten. Den alten Wikingern vor 1000 Jahren hätte das bestimmt auch gemundet. *Ursula Wiegand*

Informationen

zum „Sagnlandet“ im Internet: sagnlandet.dk/de.



▲ Von der Laurentiuskirche aus dem 13. Jahrhundert ist nur der Turm erhalten.



▲ Der Dom von Roskilde war bis 1536 katholische Bischofskirche. Ein Vorgängerbau stammt aus der Zeit von Dänen-König Harald Blauzahn (911 bis 987).

39 Das Schnalzen und Knattern der aufleckenden Flammen, das Schimpfen und Schreien der Feuerwehrmänner, die schon vor dem Spritzenhaus auf ihn warteten, gelangte nur als dumpfer Lärm an das Ohr des Kramersohns. Sie entrissen ihm den Schlüssel und zertritten die Motorspritze ins Freie, fuhren damit zum Brandplatz und rollten die Schläuche zum Bach hinunter.

Der Fritz lief hinterher, stieß mit Dorfleuten zusammen und klammerte sich an die Spritze. Die Motorspritze, seine Motorspritze! Er hatte noch keinen an den Motor herangelassen, und nun taten sie, als ginge ihn die Spritze gar nichts an. Mit Ellenbogen und Fäusten machte er sich Platz, bis ihn ein Dorfbursche grob zur Seite drängte, weil er verwirrt und völlig falsch den Motor in Betrieb setzen wollte. Als der Motor knatternd ansprang, fand er sich erst wieder, und nun brüllte er die ersten Anordnungen und war wieder ganz Feuerwehrhauptmann.

Den Strahl der zwei Rohre befahl er, auf den großen Stadel, die Stallungen und auf das Gasthaus zu richten, um ein Übergreifen des Brandes auf diese Gebäude zu verhindern. Ungehemmt fraß indessen das Feuer am Gebälk des alten Heustadels und trieb aus dem einstürzenden Dach brennende Heuschüppel in den lohenden Qualm. Es war ein Glück, dass der große Funkenflug die schneebedeckten Häuser nicht sehr gefährden konnte.

Der Wirt trampelte an und fasste den Dangl wütend an der Brust. Er schrie zornrot: „Wo bist denn so lang gewesen! Wenn alles niederbrennt, ist es deine Schuld! Du Trottel!“ Der Dangl machte sich mit einem Stoß frei, der den Wirt in den Schnee warf. „Halt mich jetzt net auf, du Depp!“

Der brennende Heustadel war inzwischen zu einem fauchenden und brausenden Inferno geworden, und die aufschießenden Flammengarben tauchten die Umgebung in ein gespenstisches Licht. Die Hitze ließ auf den anderen Gebäuden des Hofes und auch auf dem Dache des Kramerhauses schon den Schnee schmelzen. Das Krachen und Brechen des brennenden Gebälkes hallte schaurig von den Wänden der Nachbarhäuser zurück, und in den tobenden Lärm pochte noch immer die Kirchenglocke und steigerte den Schrecken.

Ächzend riss der Zizler Sepp am Strang, bis ihm der Schweiß in den Bart rann, und bei jedem Zug keuchte er: „Lump ... Lump ... Lump ...“

Die Feuerwehr aus dem Pfarrdorf raste an und lenkte bald das Wasser aus zwei Schlauchleitungen in den zusammensinkenden Rest des Heu-



Im Gasthaus ist eine seltsame Stimmung. Der Wirt und auch der Zizler Sepp gebaren sich recht merkwürdig – unruhig und zerstreut der eine, ängstlich und nervös der andere. Da lässt sie ein wilder Schrei auffahren: „Feuer! Feuer! Wirt, bei dir brennt es!“ Der alte Zizler rennt zur Kirche, um Sturm zu läuten. Und der Fritz eilt nach Hause, um den Schlüssel fürs Spritzenhaus zu holen. Dort findet er seinen Vater im Wohnzimmer liegen – tot.

stadels. Ein dampfender Funkenregen stob hoch auf in die Nacht.

Verzweifelt stapfte der Wirt im Hofraum hin und her, schrie und fluchte, bis der Stadel zusammengesunken war und damit für die anderen Gebäude keine direkte Gefahr mehr bestand. Die Feuerwehrleute hörten nicht auf sein Geschrei. Endlich gelang es der Wirtin und der Marie, den tobenden Mann ins Haus und in die Küche zu ziehen, und dort fand er schnell seine Ruhe wieder.

„So was könnte saudumm ausgehen“, sagte er und brachte sogar ein verlegenes Grinsen fertig. „Heizt in der Gaststube ein und stellt ein Fass Bier auf für die Feuerwehrleute.“

Mit der Feuerwehr aus dem Pfarrdorf war auch der Hauptwachtmeister Koller gekommen, der nun den Wirt in der Küche aufsuchte und auch gleich einige Fragen an ihn stellte. Da begann der Wirt wieder entrüstet zu lärmeln: „Angezündet ist worden! Wie könnt sonst in dem Stadel ein Feuer auskommen!“ Dabei sah er von der Wirtin zur Marie, und seine Blicke forderten, dass sie dazu etwas sagen sollten, damit nicht er davon zu reden brauchte. Sie verstanden diese Aufforderung nicht und standen nur dabei, noch bleich vom Schrecken.

Ermattet war inzwischen auch der Zizler Sepp gekommen und hatte sich auf den Ofenschemel gesetzt. Mit nüchternen und scharfen Augen verfolgte er das Gespräch, und nichts entging ihm.

„Hast du keinen Verdacht, Wirt? Ich meine halt, ob du vielleicht je-

manden weißt, dem du das zutraust. Jeder Mensch hat Feinde“, forschte der Hauptwachtmeister und fügte, um ihn zu ermuntern, hinzu: „Ist ja vertraulich, und ein Verdacht ist ja noch lange kein Beweis und keine Anklage.“

Der alte Zizler zog die Knie an und lauerte gespannt auf die Antwort, die der Wirt nun geben musste. „Verdacht?“ Scheinheilig und bieder fragte es der Wirt und fuhr dann bedauernd fort, als käme es ihn schwer an, dass er das nun sagen musste: „Was kann man da sagen. Erst heut und grad vor zwei Stunden hab ich es erfahren, dass mir jemand gedroht hat, ich werde noch ewig an ihn denken. Ist es net so?“

Damit wandte er sich an Frau und Tochter, und seine Augen verrieten den Zorn, als sie wieder nur bang und stumm standen. Umso hellhöriger war der Hauptwachtmeister: „Na also! Wer ist denn das gewesen, der dir so kräftig gedroht hat?“

Der Wirt winkte ab: „Ich hab es net tragisch genommen. Die Rosl ist es gewesen, wenn du es durchaus wissen willst, die Hauserin vom Mitterer. Sie hat sich schon drei Wochen drüben beim Kramer aufgehalten, und der Fritz hat mir das grad vorhin erzählt.“ „Die Rosl? Wenn ich mich net getäuscht hab, dann ist sie mir auf dem Weg ins Pfarrdorf begegnet.“

Der alte Zizler Sepp unterdrückte ein böses Knurren, und sein Gesicht verzog sich zu einer teuflisch grinsenden Grimasse. Der Hauptwachtmeister kaute überlegend an seinem

Bleistift und sagte dann mit einem Schulterzucken: „Das ist Sache der Kripo, und ich glaube, dass die bald da ist. Ich habe gleich beim Feueralarm in Deggendorf angerufen, weil mir der Kommissar Schrader extra aufgetragen hat, ihn sofort zu verständigen, wenn in Haberszell was los sein sollte. Der ist ganz erpicht auf euch, und der hat auch eine gute Nase.“

In der Gaststube nebenan trampelten die Wehrmänner durch die Türe und drängten zum Ofen. „Marie, schau, dass die Leute ein Bier bekommen“, wurde der Wirt geschäftig, und seine Tochter ging.

Da wurde die Tür zum Flur aufgerissen, und grau und verfallen taumelte der junge Dangl herein und lehnte sich an den Türstock. „Na, Dangl? Heute ohne Uniform?“, wollte der Hauptwachtmeister scherzen, wurde aber doch stutzig, als er sah, dass der junge Mann weinte. „Komm mit“, schluckte er, „mein Vater ist tot, und es ist alles so sonderbar. Du auch, Wirt, ich weiß net ... was da passiert ist.“

Wortlos verließen sie das Wirtshaus und folgten ihm hinüber zum Kramer. Als sie dort in die Küche eintraten und ihnen der junge Dangl die Sicht zur Wohnzimmertür freigab, schrakten sie zurück.

„Oh“, ächzte der Wirt, „was ist ...?“ Hauptwachtmeister Koller sah sich im Wohnzimmer um und bemerkte das zwischen Schreibtischplatte und Schubfach eingeklemmte Messer. „Halt, das müssen wir alles lassen, wie es ist. Da stimmt was net! Bleibt da in der Kuchl und rührt ja nix an.“

Nachdem er allein in das Zimmer gegangen und den Toten besehen hatte, kam er zurück, und seine Stimme zum Flüstern senkend, bat er die beiden, hierzubleiben, weil ja die Kriminalpolizei schon wegen des Brandes bald da sein würde. Um sich aber zu vergewissern, ob sie auch sofort abgefahren sei, müsse er schnell zur Station hinunter und noch einmal anrufen.

Die Zurückgebliebenen setzten sich auf die Küchenbank und vermieden es, nach der Wohnzimmertür zu sehen. Nach einer Weile wollte sich der Wirt vergewissern: „Ist also doch fort, die Rosl?“ Hilflos begann der Dangl, unterdrückt zu weinen.

► Fortsetzung folgt

Paul Friedl:
Wer Lügen sät
© Rosenheimer Verlag
ISBN:
978-3-475-54844-4



VOGEL DES JAHRES 2024

Gaukler der Lüfte braucht Schutz

Der Kiebitz erhält den Jahresvogel-Titel der gefährdeten Arten bereits zum zweiten Mal

Einst war der Kiebitz ein Allerweltsvogel, heute steht er in Deutschland vor dem Aus. Um auf diese Gefahr aufmerksam zu machen, wurde er jetzt zum Vogel des Jahres gewählt. Über die Art gibt es Interessantes zu erzählen.

Hätte Berlin so einen Sinkflug hingelegt wie der Kiebitz, dann wäre Berlin heute bloß noch Mönchengladbach. Denn der einst allgegenwärtige Kiebitz hat in den vergangenen 36 Jahren hierzulande rund 93 Prozent seines Bestands verloren.

Auf die Hauptstadt übertragen hieße das, sie hätte keine 3,8 Millionen Einwohner, sondern nur an die 270 000. Diese Zahl ist aber immer noch deutlich größer als die der Kiebitz-Brutpaare, die aktuell in Deutschland leben: ungefähr 55 000. Die schwarz-weiß-metallisch gefärbten Flieger mit der markanten Federholle auf dem Kopf tragen nun alle einen Titel: Ihre Art ist Vogel des Jahres 2024.

Das ist das Ergebnis einer öffentlichen Wahl. Organisiert hatten sie der Naturschutzbund Deutschland (Nabu) aus Berlin und sein bayerischer Partner, der Landesbund für Vogel- und Naturschutz (LBV) aus dem fränkischen Hilpoltstein. Bundesweit wurden rund 120 000 Stimmen abgegeben, davon 33 289 für den Kiebitz.

Unter den Kandidaten waren neben dem Sieger noch der Stein-



▲ „Gaukler der Lüfte“: Die Kiebitzmännchen beeindrucken die Weibchen durch „Scheinnisten“ und spektakuläre Flugmanöver während der Balzzeit.

kauz (27 404 Stimmen), das Rebhuhn (25 837), die Rauchschwalbe (23 239) und der Wespenbussard (10 152). Sie alle zogen den Kürzeren gegenüber dem Kiebitz, der den

Jahresvogel-Titel bereits zum zweiten Mal nach 1996 erhält. Damals wie heute wurde er erkoren, um auf seine Gefährdung aufmerksam zu machen.

Lebensraum Wiese

Der Kiebitz verliert laut LBV seit Jahrzehnten massiv an Lebensraum. „Als Wiesenbrüter braucht er feuchte Wiesen und Weiden, Moore und Sümpfe. Durch die Klimakrise wird es jedoch immer trockener“, erklärt der Naturschutzverband. Zudem würden noch immer Feuchtgebiete trockengelegt, in Äcker umgewandelt oder zu intensiv bewirtschaftet. Der Vogel finde deshalb kaum noch Platz zum Brüten und gelte heute als stark gefährdet.

Dem Nabu zufolge steht der Kiebitz damit „stellvertretend für viele andere Arten, die auf eine extensive Grünlandbewirtschaftung angewiesen sind und daher starken Bestandsrückgängen unterliegen“ – etwa das Braunkehlchen, 2023 Vogel des Jahres. Der Fokus auf den Lebensraum Wiese bleibt also

erhalten. In diesem Habitat zeigt der etwa taubengroße Kiebitz ein possierliches Verhalten: „Männchen scharren kleine Mulden in den Boden und rupfen Gräser, um die Weibchen mit diesem sogenannten Scheinnisten von ihren Nestbau-Qualitäten zu überzeugen“, informiert der Nabu.

Am echten Brutplatz könne man Kiebitze dann bei auffälligen Flugmanövern beobachten: „Dabei drehen sie Schleifen über dem Revier, stürzen sich in akrobatischen Flugmanövern gen Boden und rufen dabei weit hörbar.“ Daher werde die Art auch „Gaukler der Lüfte“ genannt.

Kiebitze fressen vor allem Insekten und Würmer. Dass die Vögel auch Menschen den Tod brächten, dachte man früher wegen ihres Rufes: „Kiewitt, kiewitt“ – das kann schon klingen wie „Komm mit“, also gleichsam ein Lockruf aus dem Jenseits.

Kiebitz und Kirche

Im Diesseits ist der Kiebitz indes für Vertreibung gut. So wollten die Organisatoren des katholischen Weltjugendtags 2005 in Köln die Abschlussmesse mit Papst Benedikt XVI. ursprünglich auf dem Flugplatz Hangelar stattfinden lassen. Doch sie mussten umplanen. Denn Naturschützer pochten auf den Schutz dort vorkommender seltener Arten wie eben des Kiebitzes. Die Gläubigen hätten ihn womöglich gestört, aber wohl kaum gegessen. Schließlich zählt die Bibel die Familie der Regenpfeifer, zu denen der Kiebitz gehört, zu den „unreinen“ Tieren.

Dennoch galten zumindest Kiebitzeier bis ins 20. Jahrhundert hinein als Delikatesse. Längst verwehrt das der Artenschutz. „Kiebitzen“ aber darf man noch, also beim Kartenspiel zusehen und Tipps geben. Mit dem Vogel hat das Wort indes nichts zu tun, laut Digitalem Wörterbuch der deutschen Sprache stammt es aus dem Gaunerjargon und bedeutet darin „durchsuchen, visitieren“.

Der Kiebitz visitiert jetzt im Herbst die Lande, um ein Überwinterungsquartier zu finden. In Deutschland bleibende Vögel suchen dazu meist die Nähe der Nordsee.

Christopher Beschnitt/KNA



▲ Der Kiebitz ist gut an der markanten Federholle zu erkennen.

Verliebtheit endet, Liebe wächst

Ein Jawort, das ein Leben hält – Wie Paare nach über 50 Jahren auf ihre Ehe blicken

WINTERBERG (KNA) – 50 Jahre verheiratet und trotzdem bei einem Ehe-Seminar? Warum Partnerschaft nie fertig ist, wie man sie pflegen kann und was junge Paare davon lernen können: ein Besuch im Goldpaar-Kurs.

„Wenn ich vor ihr wach bin, mache ich Frühstück. Sie kommt die Treppe runter, ich helfe ihr die letzten Stufen, wir geben uns ein Küsschen.“ Christian und Ursula sind seit 55 Jahren verheiratet. „Da gibt es gute und schwere Zeiten. Aber die Freude dringt immer wieder durch“, betont Ursula. Wie so eine lange Beziehung gelingt? „Mit Gottes Hilfe“, sind sich beide einig. Und jungen Paaren raten sie: sich Herausforderungen immer neu stellen und gemeinsam Schönes unternehmen.

„Zum Beispiel zusammen Tanzen gehen oder einen Urlaub planen – also ein gemeinsames Ziel haben, auf das man sich freut“, sagt die 80-Jährige. Und ihr 85-jähriger Ehemann ergänzt: „Wir spielen zusammen Akkordeon.“

Wer weiß, ob die beiden ohne ihr Akkordeonspiel überhaupt ein Paar wären. Im März 1968 haben sie sich in Kassel kennengelernt. Beide waren mit Freunden unterwegs. In der traditionell evangelischen Region hörte Ursula, dass Christian katholisch ist und Akkordeon spielt. „Ich war platt“, sagt sie. Und erwiderte damals: „Ich auch!“

Aufs und Abs

Bereits im Juli des gleichen Jahres heirateten die beiden. „Ich fand ihn umwerfend gut“, sagt Ursula, „wir hatten beide einen Beruf – auf was sollten wir warten?“ Richtig kennengelernt haben sie sich dann erst in der Ehe. „Wir hatten oft noch Konflikte“, sagt der pensionierte Lehrer, Ursula nickt: „Wir haben uns fast gefetzt am Anfang, weil du ganz andere Ansichten hattest. Aber die Gemeinsamkeiten haben überwogen. Und dann kriegt man ein Kind, das bringt eine ganz neue Verantwortung.“

Nachwuchs, Umzüge, berufliche Aufs und Abs – all das kennen Ursula und Christian genauso wie viele andere langjährige Paare. Sechs von ihnen besuchen in einem Tagungshaus in Winterberg mit weitem Blick in die grüne Landschaft des Sauerlands ein Seminar für Goldjubiläumpaare. Das Angebot will Raum geben für Erinnerung und Dank,



▲ Hände, die einander halten, und ein Ja, das beide trägt: Die Ehe ist „ein Versprechen und der Glaube, dass wir es schaffen“. Foto: Ferdinand Lacour/pixelio.de

aber auch den Blick auf das Richtige, was kommen mag oder bisher unerfüllt geblieben ist.

„Im Reflektieren des Vergangenen liegt ja oft auch ein Anstoß für Veränderungen nach vorne“, sagt Kursleiterin Maria Theresia Schneiders. Und sie warnt gemeinsam mit ihrem Co-Seminarleiter Ansgar Nowak vor starren Altersbildern. Auch wenn Leute 50 Jahre verheiratet seien, wollten sie weiterhin etwas vom Leben.

Ehebilder seien nie zu Ende, sondern ein Prozess, sagt Nowak. Sein Eindruck vom Kurs: „Die Paare kommen nicht, wie oft bei anderen Paarseminaren, aus einer Not heraus. Aber sie kommen mit vielen Fragen.“ Und Befürchtungen, ergänzt Schneiders. Den Kursteilnehmern tue es gut, in der Gruppe wahrzunehmen, dass andere Paare die gleichen Gedanken und Sorgen hätten wie sie.

Sonne und Schatten

Schneiders und Nowak, beide Theologen, haben bereits viele Angebote für Paare gemeinsam durchgeführt. Diese jahrzehntelang Verheirateten sind für sie etwas Besonderes. „Diese nachkriegsgeprägten Paare haben Ehen mit dem Verständnis geschlossen, dass man auf jeden Fall zusammenbleibt, dass man unter keinen Umständen geht.“ Außerdem seien die Paare problemgewöhnter. Sie wissen, dass es im Leben Sonne wie auch Schatten gibt, und können auch damit

umgehen. Schneiders vergleicht sie mit jüngeren Paaren, bei denen sie oft wahrnehme, dass der Anspruch an die Beziehung sei, es müsse immer perfekt laufen. „Es geht aber in einer Ehe nicht ums Optimieren, sondern um die Liebe“, sagt sie.

Liebe im Wandel

Ursula sieht ihre Liebe im Wandel. „Die Verliebtheit war enorm, deshalb haben wir auch schnell geheiratet“, erzählt sie. „Die hört im Laufe der Zeit auf. Dafür reift die Liebe zu vollem Vertrauen, zur Freude über die wachsende Familie und zum Bewältigen gemeinsamer Aufgaben.“ Vier Töchter und sieben Enkelkinder hat das Paar. Seine enge Verbindung strahlt es auch aus.

„Mein Mann ist ein großer Akkordeonspieler und Zauberkünstler“, sagt sie, „und er tritt auch in Altenheimen und Kindergärten auf.“ Auch aus ihm spricht immer wieder die Bewunderung für seine Frau: Fernstudium, jahrzehntelanges kirchliches und politisches Engagement. Ursula habe als Auslandskorrespondentin alle Erdteile bereist, während er mit den Kindern zuhause war. Später seien sie zusammen gereist, vor allem gepilgert. „Rom, Israel, Fatima, Lourdes, Altötting – wir haben jedes Mal Gottes Segen gespürt. Und jeden Sonntag gehen wir gemeinsam in die Kirche“, sagt Christian.

Das Zögern vieler in der jüngeren Generation beim Thema Ehe kann das Goldpaar oft nicht ver-

stehen. „Ich finde es natürlich gut, dass man sich heute erst eine Zeit lang kennenlernt, bevor man sich bindet“, meint Christian. „Das hat viele Vorteile“, vervollständigt seine Frau. Immer wieder ergänzen die beiden einander, sowohl mit einzelnen Worten als auch mit Gedanken.

„Aber wenn zwei sich lieben, dann sollten sie auch sagen: Wir wollen“, sagt Christian. Den Partnern und auch gemeinsamen Kindern gebe das Sicherheit. „Und wenn es nicht klappt“, zuckt er die Achseln, „wir wissen ja alle nicht, was der Herrgott mit uns vorhat.“ – „Man braucht Gottvertrauen“, sagt Ursula.

Der gläubigen Katholikin würde ohne die kirchliche Ehe der Zusage fehlen: „Gott ist immer bei uns – er trägt uns.“ Bei gemeinsamen Problemen setzen die beiden sich zusammen, besprechen die Dinge und beten gemeinsam um Hilfe. „Man kann es nicht alleine schaffen“, ist sie überzeugt. „Manche sehen die Ehe als Fessel“, sagt er, „aber für uns ist sie ein Versprechen und der Glaube, dass wir es schaffen.“

Ein Hochzeitsfoto von Ursula und Christian steht neben dem Altar der lichtdurchfluteten Kapelle des Tagungshauses. Daneben fünf Bilder der anderen Paare, eines in Schwarz-Weiß, viele Bilder haben einen Rotstich. Die Frauen auf den Fotos tragen weiß und Schleier, die Männer Anzug. Heute, mehr als 50 Jahre später, stehen sie unauffälliger gekleidet in einer Kirche, weiterhin aber nebeneinander – und auch ein wenig emotional. „Sie haben ein Wörtchen vergoldet, also wertig gemacht“, sagt der Leiter des Tagungshauses und Priester Andreas Rohde zu den Paaren. „Das Wort ‚Ja‘. Das Besondere daran: Es ist ein Versprechen in eine Zukunft, die man nicht absehen kann. Sie sind der Beweis, dass es klappen kann.“

Mit einem Gottesdienst wollen sie danken. Christian begleitet die Lieder mit dem Akkordeon. In den Fürbitten wird deutlich, was die Paare umtreibt: der Krieg in der Ukraine, die Kinder und Enkelkinder, Krankheit und Tod, eine feste Beziehung zu Gott. Zum Ende erbittet der Pfarrer für alle Eheleute einzeln einen Paarsegen, hält die Hände über sie. Ein Paar nimmt sich in den Arm, ein anderes stützt sich dabei. Manche Augen sind feucht. Christian und Ursula halten sich an den Händen und schließen die Augen. Hinter ihnen steht das Akkordeon.

Nicola Trenz



Kürbis-Lasagne

Zutaten:

800 g Kürbis (Hokkaido)
2 Zwiebeln
2 Knoblauchzehen
1 Dose gehackte Tomaten
350 ml Gemüsebrühe
2 Kugeln Mozzarella
30 g Butter
30 g Mehl
400 ml Milch
200 ml Wasser
Lasagneplatten
150 g Käse, gerieben (z.B. Gouda)



Zubereitung:

Kürbis halbieren, entkernen und klein würfeln. Zwiebeln und Knoblauch schälen, fein würfeln und in etwas Fett glasig dünsten. Kürbis hinzugeben und andünsten. Tomaten dazugeben. Mit Gemüsebrühe ablöschen und 10 Minuten köcheln lassen. Mit Salz, Pfeffer und Paprika würzen. Mozzarella in Scheiben schneiden. Für die Bechamelsoße Butter zerlassen, Mehl einrühren und anschwitzen. Milch und Wasser angießen, 10 Minuten köcheln lassen, dabei immer wieder umrühren. Mit Salz, Pfeffer und Muskat würzen.

Im Wechsel Lasagneplatten, Kürbisfüllung, Bechamelsoße und Mozzarellascheiben in die Auflaufform schichten. Mit Bechamelsoße abschließen und mit Käse bestreuen. Bei 200 Grad (Umluft) etwa 40 Minuten backen.

Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Aleksandra Baur, 86169 Augsburg

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept.
Bitte geben Sie dafür Ihre Bankverbindung an.
Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost,
Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.

Foto: w.r.wagner/pixelio.de

Das Sonntagsrezept

Verlosung

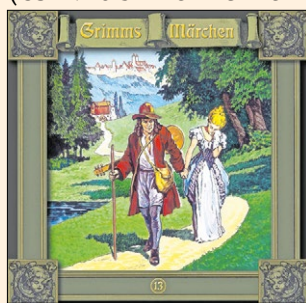
Wohin Spott führen kann

„König Drosselbart“, „Die kluge Else“ und „Der treue Johannes“ hat Tina Media auf der neuesten Folge (Nr. 13) der Hörspiel-Reihe „Grimms Märchen“ veröffentlicht (ISBN 978-3-86212-314-8; ca. 10 Euro). Gerade „König Drosselbart“ hat eine durchaus moderne Botschaft für kleine und größere Hörer: Wer über andere spottet, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie verletzend solcher

Spott sein kann – was heutzutage täglich unzählige Male in den „sozialen Netzwerken“ passiert –, kommt oft erst zur Einsicht, wenn er selbst zur

Zielscheibe herabwürdigenden Verhaltens wird. König Drosselbart spricht der bekannte Schauspieler Pascal Breuer. Besonders überzeugend ist einmal mehr Reinhild Schneider als arrogante Prinzessin.

Wir verlosen von Folge 13 drei Hörspiel-CDs. Schreiben Sie bis zum 2. November eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Märchen“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Oder senden Sie eine E-Mail mit dem Betreff „Märchen“ und Ihrer Postanschrift an nachrichten@suv.de. Viel Glück! vf



Handwerk, Kunst und Kirche



Über die Jahrhunderte haben Künstler, Handwerker und Baumeister im Auftrag der Kirche Kunstwerke geschaffen, die ganze Epochen geprägt haben. Und auch heute ist das künstlerische Schaffen für Kirchen und Klöster richtungsweisend.

© Diözesanmuseum Freising, Foto: Christian Schmid

Ökoapostel und Revoluzzer

Seit seiner Wiedereröffnung vor einem Jahr sorgt das Diözesanmuseum Freising mit moderner Kunst und spektakulären Schauen für Aufmerksamkeit. Aktuell widmet sich eine Ausstellung dem „Phänomen Franziskus“.

Gerade mal 1,58 Meter soll der Kaufmannssohn aus Assisi groß gewesen sein. Doch mit seiner radikalen Christusbildung begeistert Franziskus (1181/82 bis 1226) die Menschen noch heute. Er zeigte der damals in einer Krise steckenden Kirche, was es heißt, das Evangelium zu leben. Aber so richtig erklären konnte sich die Faszination auch sein Mitbruder Massäus nicht: „Du bist kein Mann von schöner Gestalt. Kein Mann der Wissenschaft. Du bist kein Adeliger. Wie kommt es, dass gerade dir die ganze Welt nachläuft?“

Das Diözesanmuseum Freising spürt bis 7. Januar 2024 dem Phänomen „Francesco“ nach. Für seinen Lebensstil wird dieser bewundert, zugleich provoziert er damit. Wie reich darf die Kirche – oder wie arm muss sie sein? Braucht es Theologie, um das Evangelium wirklich zu leben, oder reicht die Emotion? Fragen, die das Christentum umtreiben.

Revoluzzer, Ökoapostel, Romanheld – Franziskus ist vieles. Die Schau wartet dazu passend mit hochkarätigen Leihgaben auf, vorrangig aus italienischen

Museen. Caravaggio zeigt ihn in seiner braunen, schon löchrigen Kutte meditierend, einen Totenschädel in Händen. Eine Reliquie mit einem Stoffetzen des Originalgewands ist gleichfalls ausgestellt, genauso wie ein anmutiges Bild der heiligen Klara, die inspiriert von Franziskus ihren eigenen Orden gründete.

Beim Publikum beliebt

Präsentiert werden auch Kostüme und Ausschnitte aus dem Kinofilm „Bruder Sonne, Schwester Mond“. Eigentlich hatte Regisseur Franco Zeffirelli einen Musik-Film über die Beatles drehen wollen. Doch dann überlebte er einen schweren Autounfall und brachte 1972 die Lebensgeschichte des Heiligen ins Kino. Gute Kritiken bekam Zeffirelli dafür nicht: „Aber es war der Film, den das Publikum am meisten liebte.“

Beeindruckend ist auch der „Christus triumphans“ (1255) aus Siena. Der Kopf des Gekreuzigten mit dem Heiligenschein ist auf ein eigenes Stück Holz aufgemalt und in das Kreuz eingesetzt. Dadurch wirkt es so, als ob sich Jesus dem Betrachter persönlich zuneigt. Der Legende nach kniete und betete Franziskus unter so einem Kreuz, als er die Botschaft an sich gerichtet vernahm: „Baue meine Kirche wieder auf!“ KNA



GANZ NEUES HÖREN

STRÄSSER

Planung und Realisierung der Beschallungsanlage ihrer Kirche durch STRÄSSER. Wir sind Ihr leistungsstarker Partner für Elektroakustik und Medientechnik. Kompetenter und zuvorkommender Service sind für uns selbstverständlich. Mehr erfahren Sie auch auf unserer Homepage www.straesser.de. Gerne nehmen wir uns Zeit, Sie umfassend persönlich zu beraten.

Wenn auch Sie Interesse an unseren Produkten haben, dann rufen Sie uns an oder schreiben Sie uns.
 Strässer GmbH & Co. KG • Enzstr. 40A • 70376 Stuttgart
 Telefon 0711/896515-0 • Fax 0711/896515-66
 Email: info@straesser.de • www.straesser.de



◀ Franz Lehár 1918 am Klavier in seiner Wohnung in Wien.

Foto: gem

Vor 75 Jahren

Der König der Operette

Franz Lehár ist bedeutender Vertreter heiter-lustiger Musik

„Ich bin nicht auf die Welt gekommen, um das Leben zu genießen, sondern um anderen Menschen Freude zu bereiten“, sagte Franz Lehár, und dies ist ihm unzweifelhaft gelungen, dem Komponisten von Melodien wie „Lippen schweigen“, „Dein ist mein ganzes Herz“ oder „Es steht ein Soldat am Wolgstrand“. Doch auf seine Karriere fällt auch ein Schatten.

Am 30. April 1870 wurde Franz Lehár im österreich-ungarischen Komorn (heute Komárno in der Slowakei) als Sohn des Militärkapellmeisters Franz Lehár senior geboren. Sein Vater erteilte ihm den ersten Musikunterricht. Franz erwies sich als hochbegabt und schrieb ab 1882 erste Kompositionen. Am Prager Konservatorium studierte er neben Violine auch Komposition beim berühmten Antonín Dvořák. Lehár wurde Orchester- und vor allem Militärmusiker: Nach einem Intermezzo als Konzertmeister in Wuppertal wechselte er als Geiger zum Wiener k.u.k. Infanterieregiment, dessen Kapelle von seinem Vater geleitet wurde. 1890 wurde der Junior mit gerade einmal 20 Jahren jüngster Kapellmeister der k.u.k. Armee und erlebte mehrere Ortswechsel innerhalb der Monarchie. Unter anderem dirigierte er Marinekapellen in Pola und Triest. Doch er hatte längst seine kreative Ader entdeckt und wollte sich als Opern- und Operettenkomponist beweisen. Lehárs Erstlingswerk, die Oper „Kuschka“, ging bei der Uraufführung in Leipzig noch ein wenig unter. Dann wurde Lehár wieder nach Wien versetzt und fand dort sein Publikum: Bereits mit seinen nächsten drei Operetten, „Wiener Frauen“ (1902), „Der Rastelbinder“ (1902) und „Die Juxheirat“ (1904), sorgte er für Aufsehen.

Seinen Militärdienst konnte er quittieren und sich allein aufs Komponieren konzentrieren. 1905 gelang ihm dann mit „Die lustige Witwe“ ein echter Welterfolg, der ihm auch finanziell erhebliche Einnahmen bescherte.

Fast jährlich lieferte Lehár nun neue Operetten ab, darunter „Der Graf von Luxemburg“ (1909), „Zigeunerliebe“ (1910) und „Frasquita“ (1922). In den 1920er Jahren erhielt Lehárs Werk durch die Kooperation mit Tenor Richard Tauber entscheidende neue Impulse. Es entstanden „Der Zarewitsch“ (1927, mit dem „Wolgaliéd“), der Welterfolg „Land des Lächelns“ (1929, mit „Dein ist mein ganzes Herz“) und „Guiditta“ (1934).

Was die Nazizeit anbetraf, so hat Lehár sich stets als „unpolitisch“ bezeichnet. Laut einer österreichischen Historikerkommission sah die Wahrheit etwas anders aus. Nach Beginn der NS-Herrschaft wurde Lehár anfangs für kurze Zeit von den Nazis boykottiert: Er hatte eine Jüdin geheiratet und arbeitete auch weiterhin mit jüdischen Librettisten zusammen.

Durch eine persönliche Intervention von Joseph Goebbels änderte sich die Ächtung in Wohlwollen, als klar wurde: „Die lustige Witwe“ war Hitlers Lieblingsoperette, und „Da geh’ ich zu Maxim“ eines seiner Lieblingslieder. 1939 und 1940 empfing Lehár Auszeichnungen persönlich aus Hitlers Hand. Dennoch nutzte Lehár seinen Einfluss nicht, um etwa seinen Freund und Librettisten Fritz Löhner-Beda (maßgeblicher Autor von „Dein ist mein ganzes Herz“) zu retten, der 1942 in einem KZ ermordet wurde.

1943 durfte Lehár zur medizinischen Behandlung in die Schweiz emigrieren. Am 24. Oktober 1948 starb der König der Operette in Bad Ischl.

Michael Schmid

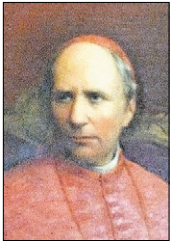
Historisches & Namen der Woche

21. Oktober

Ursula

Am Théâtre des Bouffes-Parisiens in Paris wurde 1858 die Operette „Orpheus in der Unterwelt“ von Jacques Offenbach uraufgeführt. Das erste abendfüllende Werk des deutsch-französischen Komponisten mit einem Libretto von Hector Crémieux wurde ein sensationeller Erfolg.

schof von Armagh und von Dublin. Als erster Kardinal aus Irland formte er nachhaltig den irischen Katholizismus.



25. Oktober

Krispin und Krispian, Tabea

Als erste Sammlung „moderner“ Kunst weltweit und als Gegenpol zu den königlich wittelsbachischen Alten Meistern wurde 1853 in München die Neue Pinakothek eröffnet (Foto unten). Das Hauptgewicht der Sammlung lag auf Werken der Münchner Schule und der Deutschen Romantik.

26. Oktober

Amandus, Demetrius

1863 begann in Genf eine von Henry Dunant und weiteren Bürgern ins Leben gerufene internationale Konferenz, die über die Mittel beraten sollte, „mit denen man der Unzulänglichkeit der Sanitätsdienste im Felde abhelfen könnte“. Deren Resolutionen ließen die Internationale Rotkreuz- und Rothalbmond-Bewegung entstehen.

27. Oktober

Wolfhard von Augsburg

Ursprünglich sollte seine Erfindung Rinderherden effektiv zusammenhalten: 1873 meldete der US-amerikanische Lehrer und Farmer Joseph Glidden Stacheldraht zum Patent an. Er kam auch im Ersten Weltkrieg zum Einsatz: zur Abteilung wahrer Todeszonen an der Front.

Zusammengestellt von Lydia Schwab



22. Oktober

Johannes Paul II.

Wolfgang Thierse (Archivfoto) begeht seinen 80. Geburtstag. Nach dem Ende der DDR begann seine Karriere in der SPD. Von 1998 bis 2005 war er Präsident des Deutschen Bundestags und im Anschluss bis 2013 dessen Vizepräsident. Thierse war auch Mitglied des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) und Sprecher des Arbeitskreises „Christen in der SPD“.

23. Oktober

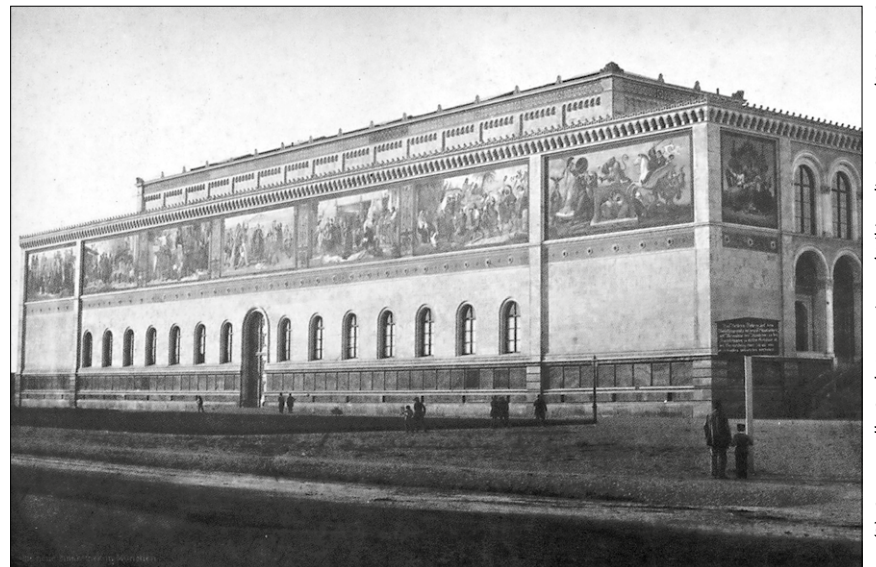
Johannes von Capestrano, Severin

Vor 320 Jahren starb die Bedienstete Hannah Twynnoy. Sie war nach zeitgenössischen Quellen der erste Mensch in Großbritannien, der durch einen Tiger getötet wurde. Twynnoy neckte das Tier auf einer Ausstellung wilder Tiere immer wieder. Irgendwann bekam der Tiger ihr Kleid zu fassen und riss sie in Stücke.

24. Oktober

Antonius Maria Claret

Vor 145 Jahren starb Paul Cullen. Er war römisch-katholischer Erzbi-



▲ 1854 war die Neue Pinakothek in München ein sehr aufwendig gestaltetes Gebäude. Nach der Zerstörung im Zweiten Weltkrieg steht dort nun ein moderner Bau.

SAMSTAG 21.10.

▼ Fernsehen

- 👁️ 18.00 MDR: **Feiern wie Gott in Polen.** Die Erstkommunion wird in Polen fast so groß gefeiert wie eine Hochzeit.
- 19.20 3sat: **Gott für Anfänger.** Wie ich versuchte, den Glauben zu verstehen. Doku.

▼ Radio

- 18.05 DKultur: **Feature.** Rockband im Krieg. Musiker im ukrainischen Kriegsgebiet.

SONNTAG 22.10.

▼ Fernsehen

- 👁️ 9.00 ZDF: **37° Leben.** Jung verwitwet, neu verliebt. Reportage.
- 👁️ 10.00 BR: **Katholischer Gottesdienst** zum Weltmissionssonntag aus dem Liebfrauenmünster in Ingolstadt. Zelebrant: Pfarrer Bernhard Oswald.
- 👁️ 14.00 ARD: **Das Wunder von Merching.** Da die Touristen ausbleiben, inszeniert Jungbäuerin Kathi ein Wunder. Heimatkomödie.
- 👁️ 18.30 ZDF: **Was macht Familie mit uns?** Kinderwunsch – wie weit gehst du?
- 👁️ 20.15 ARD: **Murot und das Paradies.** „Tatort“ aus Frankfurt.

▼ Radio

- 8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen (kath.).** „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel, dann aber ...“ – Gotteserfahrung bei Meister Eckhart und Rumi.
- 10.00 Horeb: **Heilige Messe** aus der Wallfahrtskirche Waghäusel.

MONTAG 23.10.

▼ Fernsehen

- 👁️ 16.10 ARD: **Hofgeschichten.** Ackern zwischen Alpen und Ostsee. Doku.
- 20.15 3sat: **Die Magie der Vögel.** Was Vogelbeobachter begeistert. Doku.

▼ Radio

- 6.20 DKultur: **Wort zum Tage (kath.).** Andrea Wilke, Arnstadt. Täglich bis einschließlich Samstag, 28. Oktober.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Studiert, promoviert – aussortiert? Wenigen Frauen in der Medizin gelingt der Aufstieg.

DIENSTAG 24.10.

▼ Fernsehen

- 👁️ 21.45 Arte: **Die Türkei – Gaspoker im östlichen Mittelmeer.** Doku.
- 👁️ 22.15 ZDF: **37°.** Mein Nachbar, der Neonazi. Bleiben oder wegziehen?

▼ Radio

- 19.15 DLF: **Das Feature.** Ihr seid ausgewiesen! Die „Polenaktion“ vor 85 Jahren in Leipzig.
- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Der Mörder in deinem Stammbaum. Mit DNA-Detektiven auf Verbrecherjagd.

MITTWOCH 25.10.

▼ Fernsehen

- 👁️ 19.00 BR: **Stationen.** Angst vor dem Fremden. Wie multikulti sind wir?
- 👁️ 20.15 ZDF: **Aktenzeichen XY ... Vermisst.** Moderator Rudi Cerne bittet die Zuschauer bei der Suche nach Vermissten um Hilfe.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Dem Führer treu ergeben. Die Propagandisten der Nationalsozialisten.
- 20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Die Frau, die nicht hassen will: Mevlüde Genç, deutsch-türkische Friedensbotschafterin.

DONNERSTAG 26.10.

▼ Fernsehen

- 👁️ 21.45 HR: **Cannabis auf Rezept.** Für mein Leben ohne Tics.
- 👁️ 22.15 WDR: **Menschen hautnah.** Wenn Ärztinnen nach oben wollen.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Zum Wachstum verdammt? Wie das Immer-mehr unsere Gesellschaft formt.

FREITAG 27.10.

▼ Fernsehen

- 19.40 Arte: **Für immer Bali.** Ruhestand auf der Insel Gottes. Reportage.
- 👁️ 20.15 ARD: **Die Drei von der Müllabfuhr – Arbeit am Limit.** Als eine Weltkriegsbombe entschärft werden soll, retten die Müllmänner einen Rentner aus dem Gefahrengebiet. Komödie.

▼ Radio

- 19.30 DKultur: **Literatur.** Exil Almany. Die Türkische Republik im deutschsprachigen Roman.

👁️: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Doku-Reihe über die wilde Arktis

Die Schönheit der Arktis ist atemberaubend. Aber der Klimawandel kommt nördlich des Polarkreises inzwischen viermal schneller an als auf dem Rest des Planeten. Noch bleiben die größten Teile der Arktis unerreichbar und menschenleer. Noch trotzen die Gletscher und Eisschilde des Nordens den ansteigenden Temperaturen. Und noch kann Eisbärin Misha ihre Tochter Flocke auf Spitzbergen aufziehen, auch wenn die Jagd nach Beute auf dem schrumpfenden Eis immer schwieriger wird. Forscher können belegen: Der Countdown läuft. Ein Besuch in der Arktis – solange es sie noch gibt: „66,5 Grad Nord“ (Arte, 21.10., 20.15 Uhr). Foto: colourFIELD/Florian Ledoux



Foto: BR/ORF/maze pictures GmbH/Barbara Bauriedl

Eine neue Liebe und viel Misstrauen

Als Johanna ihre verwitwete Mutter besucht, stellt die ihr ihren neuen Freund Philipp vor, der halb so alt ist wie sie. Die Tochter wittert einen Heiratsschwindler und schnüffelt in Philipps Vergangenheit herum. Das Kammerspiel „Der neue Freund“ (ARD, 25.10., 20.15 Uhr) erzählt, wie Johanna das Glück von Henriette und Philipp zu untergraben sucht, und von den zwischenmenschlichen Dynamiken, die dies in Gang setzt.

Ein Pfarrer trotz der leeren Kirche

Nach glücklichen Jahren auf dem Land übernimmt Pfarrer Hans Reiser (Stephan Zinner) eine Gemeinde in München. In seiner Kirche herrscht gähnende Leere. Reiser will das so nicht akzeptieren. Ob Freibier beim Kirchenfest, Papageien und andere Viecherl im Gottesdienst oder die Kanzel als Plattform für Umweltaktivisten: Mit seinen unkonventionellen Aktionen weckt Reiser zunehmend Interesse. Die sechsteilige Serie „Himmel, Herrgott, Sakrament“ (BR, 27.10., 20.15 Uhr) basiert auf dem gleichnamigen Buch des Münchner Pfarrers Rainer Maria Schießler. Ein Porträt des umtriebigen Priesters zeigt der BR bereits am Montag um 22 Uhr.

Senderinfo

katholisch1.tv

bei augsburg.tv und allgäu.tv sonntags um 18.30 Uhr (Wiederholung um 22 Uhr). Täglich mit weiteren Nachrichten und Videos im Internet: www.katholisch1.tv.

K-TV

auf Astra digital: 19.2 Grad Ost, Transponder: 113, Frequenz: 12,633 GHz; über Kabel (z.B. Vodafone, Telekom); im Internet: www.k-tv.org.

Radio Horeb

über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ und Satellit Astra digital: 12,604 GHz. Im Internet: www.horeb.org.

Ihr Gewinn



Die perfekte Welle reiten

Abstimmen und ablegen: Das kooperative Kartenspiel „Wave“ gewinnen alle zusammen – aber nur, wenn auch alle auf derselben Welle surfen! Zwei bis vier Spieler ab zehn Jahren legen reihum je eine Karte auf den gemeinsamen Ablagestapel. Dabei muss immer entweder der Wert der Zahl oder der Farbe steigen.

Der Clou: Ein Teil der Spielkarten wird verkehrt herum auf der Hand gehalten. Nur die Anderen in der Spielrunde können die Vorderseiten sehen und wissen, ob diese zum aktuellen Wasserstand passen. Um zu gewinnen, müssen sich alle gut absprechen. Denn sollte jemand keine Karte legen können, endet das Spiel vorzeitig. Wird es dem Team gelingen, das Spiel zu knacken und die perfekte Welle zu reiten?

Wir verlosen drei Exemplare. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse an:
 Katholische Sonntagszeitung
 bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Henisiusstraße 1
 86152 Augsburg
 redaktion@suv.de

Einsendeschluss:
 25. Oktober

Über das Spiel aus Heft Nr. 40 freuen sich:
Rita Gruber-Scheck,
 84307 Eggenfelden,
Maria-Elisa Steiner,
 89361 Landensberg.

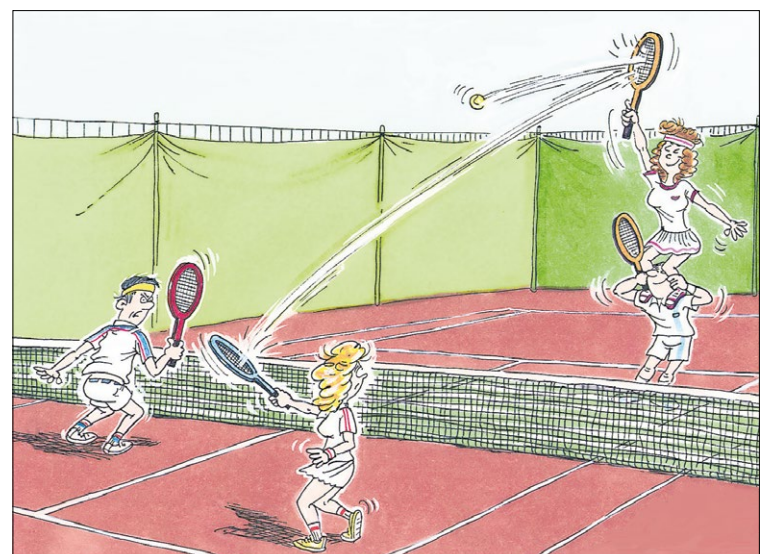
Herzlichen Glückwunsch!
 Die Gewinner aus Heft Nr. 41 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

christl. Freikirche	Buschwindröschen	ugs.: hasten	erste Sängerin	▽	kirgisische Währung	italienisch: drei	niederländisch: eins	oberdeutsch: nicht	Klassenbester	▽	▽	dichter Nebel in England
▷	▽	▽			8	▽	▽	▽	„Ewige Stadt“	▷		2
Bund Gottes mit den Menschen			zu schnell, unbeachtet	▷								vorher
▷									dt. Filmstar (Veronica)		Papstname	▽
▷									nicht gegen	▷		
Wort am Gebetsende			Platzmangel									9
US-Filmschauspieler, † (James)		Zunahme an Jahren	▽						Sohn Gottes		Abk.: Sachsen-Anhalt	▷
▷									französisch: Straße	▷		Vorläufer von EG und EU
Truppen spitze	Schlittschuh-sport								harzloser Nadelbaum	▷		
▷	▽				flimmern	▽	Zinkerz	▽	Zuckerrohr-schnaps		kapabel, in der Lage	
jüd. Priester in Babylon			Opfer-tisch	▷							mit ... und Recht	▷
▷					nord-amerik. Festung		ein Evan-gelist	▷				6
Leiter des Kirchen-chors			gläubig, gottes-fürchtig	▷					franzö-sische Zustimmung			orienta-lische Rohr-flöte
▷							italie-nische Tonsilbe		nicht dabei	▷		
▷			Über-reste v. Heiligen	▷								3
Schiffs-vorder-teil		italie-nischer Name des Ätna	▷					streng	▷			1

1	2	3	4	5	6	7	8	9
---	---	---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 9:
Aus Nordamerika stammender Nadelbaum
 Auflösung aus Heft 41: **GREIFSWALD**

R	F	J	W					
K	O	L	L	E	K	T	E	P
T	A	N	B	E	I	R	E	N
G	E	M	M	E	A	T	H	E
B	B					K	I	P
E	L	I				S	O	R
T	E	E				E	H	R
H	E	E				O	N	A
R	E					H	M	
S	E	N	N			H	A	I
F	U	N	E			R	U	G
S	A	U	G			A	S	T
A	L	L	A			A	B	I
I	N	R	I			L	I	E
N	B	E	E			N	A	I
E	W	I	G			K	E	I
						A	B	T



▲ „Dafür schlagen wir sie aber im Einzel!“ Illustrationen: Jakoby

Erzählung

Die wilden Tiere



„Du, Peter?“ „Ja, Bernemann?“ „Fährst du mit mir in den Urwald?“ „In den Urwald? Wie meinst du das?“ „Naja“, sagte der kleine Kumpel Bernemann, „ich meine dichten grünen Wald mit wilden Tieren.“

„Ach so. Und da hättest du keine Angst?“ „Ich hab doch keine Angst“, sagte der Junge mit solidem Selbstbewusstsein. „So? Na schön. Aber welchen Urwald stellst du dir denn vor? Vielleicht den indischen Dschungel? Oder die südamerikanischen Regenwälder? Oder den Urwald in Australien?“

„Ach“, machte Bernemann unschlüssig, „ich wünsche mir den Urwald, der am urwaldigsten ist.“ „Und an welche wilden Tiere denkst du dabei?“ „Natürlich an die allerwildesten. Tiger und Löwen und Schlangen und Bären und Gorillas und sowas.“

„Lass mich mal überlegen. Ich glaube, Löwen leben nicht im Urwald. Eher in der Steppe.“ „Gut, dann lassen wir die Löwen weg.“ „Gorillas würde ich in Afrika suchen.“

„Cool. Echt voll cool. Fährst du also mit mir in den Urwald nach Afrika?“ „Nein. Tut mir leid.“ „Aber warum denn nicht?“ „Ich fürchte, ich habe momentan kein passendes Zeitfenster. Und meine aktuelle Kernkapitalquote erlaubt so eine Reise auch nicht.“ Das waren moderne und rechtschaffene Ausreden.



„Ach du grüne Rübe“, stieß der Knirps hervor. „Dann nehme ich an, dass Reisen nach Indien, Australien und Südamerika auch nicht in Frage kommen?“ „Ja, du hast die Sachlage klar erkannt.“

Wir saßen auf dem Wohnzimmersofa, und ich drückte die Fernbedienung, um den Fernseher einzuschalten. „Wenn ich mich nicht irre“, sagte ich, „gibt es jetzt gleich einen hochinteressanten Film über die Gorillas in Afrika. Da kannst du was lernen.“

Bernemann seufzte schwer. „Ich würde lieber selber in den Urwald reisen, um den riesigen Wald mit seinen gefährlichen Tieren zu sehen. Lernen will ich nix. Zum Lernen gehe ich doch in die Schule!“ Er ging in die zweite Klasse und war acht Jahre alt. „Ach, du kannst doch mal reinschauen.“

Der Gorillafilm fing gerade an. Wir starrten auf den Bildschirm. Ein paar Gorillas hüpfen über die Szene. Eine Wissenschaftlerin sprach über die Lebensbedingungen dieser Tiere.

Nach sieben, acht Minuten erhob sich Bernemann und sagte: „Ich hab jetzt genug gelernt. Das ist voll langweilig. Ich gehe in mein Zimmer.“ „Gib's zu, du möchtest daddeln.“ „Weiß ich noch nicht“, murmelte er. „Aber in den Urwald will ich jedenfalls heute nicht mehr.“

Was sollte ich davon halten? Da war ich mir nicht sicher. Ich lehnte mich zurück und schaute mir den Rest des Gorillafilms an.

Text: Peter Biqué;
Foto: gem

Sudoku

6	9	3	1	8					
7	9	1			6	3			
8	3	7			5	9			
1			4	2		9		5	
9	4	2			6			7	
5			1	9			4	6	
	5		2	7	4	1	6	3	
		4					7	2	8
6	2	7	1	8	3				

Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 41.

9			7			2	8	
8				2	3	1	5	
	6		4	8			7	
				8	7	4	9	
	1		2		4			
4	3	9						2
		5	6	3	9			
6		2						8
		4		5				1





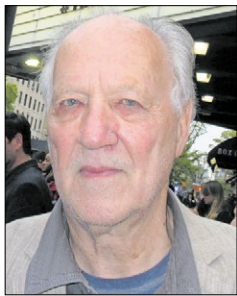
Hingesehen

Nach mehr als fünf Jahren ist das umstrittene Reformationsfenster für die evangelische Marktkirche in Hannover eingebaut. Handwerker setzten das Werk des Künstlers Markus Lüpertz an der Südseite der spätmittelalterlichen Backsteinkirche ein. Das Kunstwerk soll am 31. Oktober (Reformationstag) präsentiert werden. Das mehr als 13 Meter hohe Buntglasfenster zeigt unter anderem eine große weiße Figur, die Martin Luther (1483 bis 1546) darstellen soll. Das Fenster war von Altbundeskanzler Gerhard Schröder (SPD) angeregt worden, einem Freund von Lüpertz. Schröder hatte dafür Spenden gesammelt. Nach dem Beginn des Kriegs in der Ukraine widmete die Marktkirche die Spenden wegen Schröders Nähe zum russischen Präsidenten Wladimir Putin allerdings um und steckte sie mit Zustimmung der Spender in einen Ukraine-Fonds. Schröder ist zur Präsentation der Fenster eingeladen und hat bereits zugesagt. *epd*

Fotos: Imago/epd, Greg2600 via Wikimedia Commons/CC BY-SA 2.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0>)

Wirklich wahr

Neben einem Buch des römischen Historikers Livius nimmt Regisseur Werner Herzog immer eine Bibel mit auf Reisen. „Es muss eine Luther-Original-Bibel sein, die habe ich auch im tiefsten Urwald bei mir“, erzählte der 81-Jährige in einem Gespräch mit der Direktorin des Deutschen Literaturarchivs, Sandra Richter.



Als seine Favoriten im Buch der Bücher nannte Herzog die „Psalmen“ und das Buch „Hiob“: „Bei ihm

bin ich sofort gefestigt und getröstet.“ Herzog berichtete, er habe selbst eine „dramatische religiöse Phase“ erlebt, in der er zum Katholizismus übergetreten sei.

Herzog gilt als international renommiertes Film-Regisseur. Zu seinen bekanntesten Werken zählen die Filme, die er mit Klaus Kinski als Hauptdarsteller drehte, darunter „Aguirre, der Zorn Gottes“, „Nosferatu – Phantom der Nacht“ und „Fitzcarraldo“. *KNA*

Zahl der Woche

71

Prozent der Jugendlichen befürchten, keine bezahlbare Wohnung zu finden. Mehr als die Hälfte (56 Prozent) hat zudem die Sorge, künftig wirtschaftlich schlechter gestellt zu sein als die eigenen Eltern. Das sind die Ergebnisse einer Studie der Vodafone Stiftung. Eine weitere große Sorge der Jugendlichen ist es, in Ausbildung oder Studium nicht genügend Geld zur Verfügung zu haben (63 Prozent). 43 Prozent befürchten, später keinen Arbeitsplatz zu finden.

Im Vergleich zu den Corona-Jahren sind die Zukunftsorgen der Jugendlichen zwar gesunken. Mit 71 Prozent sind sie aber dennoch hoch (2021: 86 Prozent). So haben 90 Prozent Angst vor Inflation, drei Viertel (74 Prozent) vor dem Klimawandel und 69 Prozent, dass Deutschland in einen Krieg hineingezogen wird. 50 Prozent haben Sorge vor einer Überfremdung Deutschlands, knapp zwei Drittel (63 Prozent), dass Deutschland überaltert. *epd*

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952
Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
Geschäftsführerin:
Ruth Klaus
Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels
Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Victoria Fels,
Romana Kröling, Lydia Schwab,
Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 40 vom 1. 1. 2023.

Mediendesign:
Gerhard Kinader
Telefon: 08 21/5 02 42-36

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg

Bankverbindung:
LIGA Bank eG
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice, Vertrieb und Marketing

Karola Ritter,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: vertrieb@suv.de
Telefon: 08 21/5 02 42-12

Leserservice:
Telefon: 08 21/5 02 42-13
oder 08 21/5 02 42-53
Telefax: 08 21/5 02 42-80

Bezugpreise:
Einzelnummer EUR 1,95,
Österreich EUR 1,95,
übriges Ausland EUR 2,50,
Luftpost EUR 3,00.
Bestellungen direkt beim Leserservice.

Abbestellungen sind vier Wochen vor dem darauffolgenden Monatsende schriftlich an den Verlag nach Augsburg zu richten, entweder per E-Mail, per Fax oder per Post.
Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskampf besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Über wen drehte Werner Herzog den Film „Jeder für sich und Gott gegen alle“?

- A. Martin Luther
- B. Kaspar Hauser
- C. Johannes Seluner
- D. Therese Neumann

2. Der von Klaus Kinski gespielte „Nosferatu“ ist ein ...

- A. Vampir
- B. Rauschgiftändler
- C. Mafioso
- D. Theaterschauspieler

Lösung: 1 B 2 A

Das geistliche Elend der Hassrede

Schlechtreden und Miesmachen setzt Ablagerungen des Unguten im Inneren fest

Peter Dyckhoffs Buch „Gutes sprechen“ schöpft aus der alten christlichen Wahrheit: Bei vielen wohnt die Sünde anderer im eigenen Herzen – ein vielfach vernachlässigter geistlicher Aspekt der Hassrede. „Schlechtes sprechen“ legt sich wie ein Schatten auf einen selbst. Wir veröffentlichen den Auszug über Jesus und die Ehebrecherin aus diesem Buch.

Es lief ganz anders ab, als es die Schriftgelehrten und Pharisäer erwarteten, als sie die Ehebrecherin vor Jesus stellten. Was erwarteten sie? Sie waren davon überzeugt, dass auch Jesus die Frau strafend in den Blick nehmen und verurteilen würde. Nach der Tat wurde sie die Zielscheibe ihrer Augen, ihrer gierigen Augen, und jetzt ihrer triumphierenden Augen. Ihre Ankläger hatten jemanden gefunden, auf den sie ihre eigene Sünde projizieren konnten.

Ist es nicht so: Bei vielen wohnt die Sünde anderer in ihrem eigenen Herzen, das heißt, sie vollziehen sie innerlich. Von daher sind sie sehr schnell bereit, die, die die Sünde ausführen, an die Öffentlichkeit zu bringen. Sie machen sie offen für alle zur Zielscheibe – dabei verbergen sie, dass sie selbst mit einer solchen Missetat schwer belastet sind. Und gerade diese Menschen zerren die Sünde dieser Frau nach außen.

Verrat und Entblößung

Geschieht es nicht heute ebenso in den Massenmedien? Die Privatsphäre derjenigen, die gerade „dran“ sind, wird in die Öffentlichkeit gebracht, damit alle teilhaben am privaten Leben dieser Menschen und wie sie zu Fall gebracht werden. Dabei hören die Verräter auf, sich zu schämen, da sie selbst jetzt bei anderen diese abscheulichen Dinge in den Blick nehmen. Hinzu kommt, dass bei solchen Entblößungen viel Geld fließt. Was heute die Massenmedien erfolgreich tun, geschah damals in ähnlicher Weise, als die Pharisäer und Schriftgelehrten die Ehebrecherin zur Zielscheibe der Augen einer großen Menge von Menschen machten. Die Ankläger erwarteten jetzt von Jesus, dass auch er die Frau verurteilen würde. Aber Jesus tut es nicht.

„Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen. Was sagst du? Mit diesen Worten wollten sie ihn auf die Probe



▲ Das Gemälde „Christus und die Ehebrecherin“ von Lucas Cranach d.Ä. (um 1520) zielt das Umschlagbild des Buchs. In der ursprünglichen Version (kleines Bild rechts unten) hielt Jesus ihre Hand. Foto: Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Kronach/ Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg

stellen, um einen Grund zu haben, ihn anzuklagen. Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie hartnäckig weiterfragten, richtete er sich auf und sagte zu ihnen: Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als Erster einen Stein auf sie. Und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde“ (Joh 8,5–8).

Jesus schämt sich

Jesus senkt den Blick, denn er schämt sich für diese Menschen, die diese Frau in ihre Mitte stellen, um sie anzuklagen und sie zu steinigen. Jesus schämt sich jedoch auch für diese Frau, die vergeblich versucht, den triumphierenden Blicken zu entkommen. Sie schämt sich in ihrem Herzen. Scham drängt immer danach, sich zu beugen und den Blick zu senken. Scham drängt immer danach, bekleidet zu werden, so wie Gott den ersten Menschen und seine Frau bekleidete, als sie gesündigt hatten (siehe Gen 3,21).

Diese Situation, in der die Frau vor Jesus steht, sich schämt und innerlich nach dem „Kleid der Gnade“ verlangt, kommt der Situation in der Paradiesgeschichte sehr nah. Jesus schaut zu Boden und schämt sich der Menschen, für die nur das Gesetz gilt und die daher so unbarmherzig sind. Auch dieses Verhalten Jesu hat mit dem „Kleid“ zu tun, das Gott selbst dem schuldigen Adam und seiner Frau Eva reicht, da sie gesündigt hatten.

Jesus schreibt mit dem Finger auf die Erde. Zwei Mal steht in der Heiligen Schrift, dass Gott schreibt. Der Finger Gottes schreibt sein Gesetz auf steinerne Tafeln. Wir erfahren dies von Mose: „Diese Worte sagte der Herr auf dem Berg zu eurer vollzähligen Versammlung, mitten aus dem Feuer, aus Wolken und Dunkel, mit Donners mächtiger Stimme, diese Worte und sonst nichts. Er schrieb sie auf zwei Steintafeln und übergab sie mir“ (Dtn 5,22).

Die Deutung, dass Jesus etwas in den Sand schreibt, ist und bleibt geheimnisvoll. Wahrscheinlich bezieht sich diese Geste auf ein Wort des Propheten Jeremia: „Du Hoffnung Israels, Herr! Alle, die dich verlassen, werden zuschanden. Die sich von mir abwenden, werden in den Staub geschrieben, denn sie haben den Herrn verlassen, den Quell lebendigen Wassers“ (Jer 17,13).

Stein, Sand und Blut

Die Mystiker weisen auf eine andere Ausdeutung hin: Das, was Jesus jetzt vor der Ehebrecherin und den Pharisäern und Schriftgelehrten auf die Erde schreibt, sind unsere Sünden. Das Gesetz im Alten Testament wird von Gott in Stein geschrieben. Im Gegensatz dazu schreibt Jesus jetzt die Sünden in den Sand, in jene Erde hinein, in die Jesu Blut verströmen wird. Vom Kreuz herab strömt sein Blut aus seiner Herzenswunde auf die Erde. Die „Erde

Mensch“ ist repräsentiert in diesem Sand. Jesus hat unsere Sünden in den Sand geschrieben, weil er für uns starb und sich selbst in die Erde hineinbetten ließ. Er hat alles, was bei uns todeswürdig ist, mit in das Grab genommen. Aus diesem Grab erhebt sich der Auferstandene, der zu uns spricht: „Ich vergebe dir!“ Und er könnte es schon vor seiner Auferstehung zu den Menschen sagen: „Ich habe deine Schuld übernommen; ich habe sie gesühnt, ich vergebe dir.“

Doch so weit sind wir in dieser Perikope noch nicht. Als die Pharisäer und Schriftgelehrten hartnäckig weiterfragten und die Frau anklagten, richtete sich Jesus auf, aber nicht, um die Frau in den Blick zu nehmen, sondern ihre Richter. Sie erwarteten, dass Jesus sich jetzt der Frau zuwenden würde, denn das hatte er bisher noch nicht getan. Doch das Gegenteil geschah: Jesus wendet sich den Pharisäern und Schriftgelehrten und den Umstehenden zu und sagt zu ihnen: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als Erster einen Stein auf sie. Und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde“ (Joh 8,7 f.).

Balken - und Splitter

Das ist Jesus: Er sieht den Menschen ins Herz und weiß, wie schlimm es ist, wenn man Schuld, die im eigenen Herzen wuchert, anderen Menschen anlastet. Selbst wenn die anderen Menschen gefehlt haben, darf man eine ähnliche Schuld, die sich bei uns angesammelt hat, nicht auf andere projizieren. Man sieht dann immer nur das Böse, was sie tun, aber die eigene Erbarmlichkeit erkennt man nicht. Man erhebt sich über andere Menschen, die man als Sünder sieht, spricht sich selbst aber von jeglicher Schuld frei oder ist sich keiner Schuld bewusst.

Buchhinweis:

Peter Dyckhoff, Gutes sprechen, 272 S., 19,95 Euro, ISBN 978-3-947931-49-1

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Missio, München. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



Der katholische Exeget hegt nicht die individualistische Illusion, die glauben macht, man könne außerhalb der Gemeinschaft der Glaubenden die biblischen Texte besser verstehen.

Johannes Paul II.

Sonntag, 22. Oktober
29. Sonntag im Jahreskreis
Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört, und Gott, was Gott gehört! (Mt 22,21)

Unterscheidung ist der Rat, den das Evangelium uns heute gibt. Ich kann mir überlegen: Was, welche Zeiten, welche Orte in meinem Alltag gehören Gott?

Montag, 23. Oktober
Denn der Sinn des Lebens besteht nicht darin, dass ein Mensch aufgrund seines großen Vermögens im Überfluss lebt. (Lk 12,15)

Viele Menschen fragen nach dem Sinn des Lebens. Die Bibelstelle lädt uns ein zum rechten Maß. Sinnvoll leben bedeutet maßvoll leben. Wenn ich darüber hinaus beschenkt bin, bin ich zum Teilen angehalten.

Dienstag, 24. Oktober
Legt euren Gürtel nicht ab, und lasst eure Lampen brennen! Seid wie Men-

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

sch, die auf die Rückkehr ihres Herrn warten. (Lk 12,35f)

Zur Wachsamkeit rufen die Worte der Heiligen Schrift in den Tagen gegen Ende des Kirchenjahres auf. Man spürt, dass die Zeit der „Naherwartung“ zu Ende geht, also die Zeit, in der man die rasche Wiederkunft Jesu erwartet hat. Das Warten auf ihn ist mühsam geworden. Warten, Geduld und Wachsamkeit – sind das meine Stärken?

Mittwoch, 25. Oktober
Haltet auch ihr euch bereit! (Lk 12,40)

Das Lukasevangelium mahnt uns, auf uns selbst zu schauen und nicht die vermeintlichen Unvollkommenheiten des anderen auszubreiten. Es kommt darauf an, ob ich bereit bin für die Begegnung mit Christus, der überraschend und

unvorhersehbar an meinem Wegrand steht.

Donnerstag, 26. Oktober
Jetzt, da ihr aus der Macht der Sünde befreit und zu Sklaven Gottes geworden seid, habt ihr einen Gewinn, der zu eurer Heiligung führt und das ewige Leben bringt. (Röm 6,22)

Der Römerbrief deutet in theologischer Sprache die Tauberufung. „Sklave Gottes“ zu werden, bedeutet, zugehörig zu sein. Hineingenommen in seine Heiligkeit gilt diese Verbundenheit auch über den Tod hinaus.

Freitag, 27. Oktober
Warum könnt ihr dann die Zeichen dieser Zeit nicht deuten? Warum findet ihr nicht schon von selbst das rechte Urteil? (Lk 12,56f)

Diese Frage aus dem Mund Jesu könnte man genauso heute stellen, denn die Deutungen der Zeichen

unserer Zeit sind doch sehr unterschiedlich und entsprechend vielfältig die Urteile. Schauen wir genau hin, Jesus gibt uns die Maßstäbe vor. Jede und jeder ist gefragt, ich kann die Verantwortung nicht abgeben.

Samstag, 28. Oktober
Hl. Simon und hl. Judas
Alle Leute versuchten, ihn zu berühren; denn es ging eine Kraft von ihm aus, die alle heilte. (Lk 6,19)

Die Corona-Zeit hat uns gezeigt, dass wir ohne die Kraft der Berührung nicht gut leben können. Berührungen – in Achtsamkeit gelebt – sind heilsam und stärken.



Schwester M. Daniela Martin ist Franziskanerin des Crescentiaklosters Kaufbeuren. Sie leitet als Pastoralreferentin die katholische Jugendstelle Kaufbeuren.



Mit der Neuen Bildpost durch den Herbst!

Miniabo zum Sonderpreis
3 Monate lesen und nur 2 bezahlen!



Bestellen Sie noch heute das attraktive Einsteiger-Abo zum Minipreis von EUR 15,60*.

Das Abo endet automatisch, Sie müssen sich also um nichts kümmern.

Info-Hotline: 08 21 / 5 02 42-53 oder 08 21 / 5 02 42-13 · vertrieb@suv.de
www.katholische-sonntagszeitung.de

*Preis gültig 2023